

Hendrik Conscience



Lambrecht Hensmans

Lambrecht Hensmans.

Eine Erzählung
von
Heinrich Conscience.

Unter Mitwirkung des Verfassers
Deutsch
von
Joh. Wilhelm und Maria Wolf.

Bonn 1847,
bei Adolph Marcus.

Inhaltsverzeichnis

Lambrecht Hensmans.

I.

II.

III.

IV.

VI,

VII.

VIII.

IX.

X.

XI.

XII.

XIII.

XIV.

XV.

XVI.

XVII.

XVIII.

XIX.

XX.

XXI.

XXII.

Sieben Jahre aus dem Leben eines sächsischen Artilleristen.

Vorwort.

I.

Die Schelde vor Antwerpen ist doch ein herrlicher Fluß! Wenn die sinkende Sonne ihren wellengefurchten Spiegel mit sprühendem Feuer übergießt, dann ist ihr Anblick so ergreifend und tröstend. Gewiß ruht ein Zauber in diesem wellenden Wasser, welches so friedlich und so ruhelos dahin fließt, denn wer immer denkt und fühlt, der liebt die lachende Schelde. Ich auch liebe sie, die Mutterader von Flandern, meinem Vaterland; ich auch habe keine schöneren Stunden, als die, welche ich an ihrem Ufer, im Kreise edler Künstler verbringen kann. Nicht wahr, dann taucht das Auge meilenweit in die Ferne, dann schwellt das Herz in Hoffnung auf eine schönere Zukunft, dann wird Alles frei und weit, wie der unbegrenzte Himmel über dem Flusse? — Ach nein, nirgends wirft die Abendsonne so feierlich und so liebend ihren Purpur über einen Fluß, wie hier über diese theure Schelde!

Und dennoch ist sie es nicht, von der ich süße und stille Träume erbitte. Es genießen zu viele andere ihrer mit mir zugleich. Das fröhliche Gewimmel der Bürger, das Kommen und Gehen von Völkern aller

Art, die Arbeitslieder der Matrosen, das seufzen der Dampfschiffe, dieß Alles erhöht wohl das Lebensgefühl und stimmt freudiger, aber es zerstreut den Geist und berührt das Herz nur oberflächlich. Ich bedarf innigerer und wärmerer Gefühle; ich muß mit meiner einsamen Seele frei in der Welt der Gedanken umherschwärmen können.

Wenn mein Geist, durch lange Anstrengungen ermattet, sich stillem sinnem hingeben will, dann wandle ich in den abgelegenen Theilen unserer Stadt umher: ich suche die alten Straßen auf, an deren schwärzliche Bauten die eiskalte Mode ihre Hände noch nicht legte. Da betrachte ich unstäten Blickes die Giebel, denen der Stempel eines eigenthümlich niederländischen Volkscharakters noch zu lebendig aufgedrückt ist und hinter welchen einst das Riesengeschlecht vergangener Jahrhunderte liebte und litt. Jede Form, jeder Fensterbogen, jedes verbröckelnde Bild ist mir eine Offenbarung der Vergangenheit und ich fühle mich zurückgezaubert in die Zeiten flämischer Volksgröße. Es ist mir wohlthuend aus dem großen Treiben der Gemeinheit und dem großen Strudel fremden Irrsinnes einmal wieder auf den Boden zu treten, auf dem weder das Materielle, noch das Leben unsere Erniedrigung verrathen, — es reißt mich zu süßer Seelenfreude hin,

noch träumen zu können, daß die Krone am Baume meines Vaterlandes noch nicht verfaulte, da ich hier seine Wurzel noch so gesund und kräftig finde.

So weiß ich, mitten in sankt Andreas Viertel, ein enges Sträßchen, in dem seit Jahrhunderten alle Giebel unverändert geblieben sind; ich besuche dieß liebe, malerische Sträßchen sehr oft, aber jetzt darf ich es auch um gewisser Ursachen willen nicht nennen. Da steht auf der linken Seite ein Häuschen, welches von den benachbarten Wohnungen durch seine Baufähigkeit absticht.

In dem Sträßchen ist das Leben arbeitsam und wüthig: alte Frauen und junge Mädchen sitzen vor den Fenstern und klöppeln spitzen oder stechen Blumen; das flämische Lied tönt da froh durch die Luft, Arbeiter steigen über an der Erde kriechende Kinder hin, Krämer und Fischfrauen rufen den ganzen Tag hindurch ihre Waaren zum Verkaufe aus, Schiebkarren rollen in Menge vorbei . . . Und trotzdem, trotz all diesem ewigen Geräusche hängt über dem baufälligen Häuschen ein Schleier von Trauer und Einsamkeit. Es ist unbewohnt. Der Rost hat das Schloß der verfallenden Thür beinahe ganz zerfressen; in dem Blei der Fenster rasseln noch einige übriggebliebene Stückchen Glas; ein langer Riß läuft, der Spur eines Blitzstrahles gleich, im Zickzack vom Dache bis hinab

in's Fundament. Es ist, als ob die Zeit ihre Eisennägel auf den hausteinernen Gräten der Fenster geschliffen hätte, so tief sind die senkrechten Risse in denselben, so fein ist der weiße Staub der auf den Steinen liegt.

Wenn der Mensch nichts thut, dem Häuschen ein weniger trauriges Ansehn zu geben, dann wollte die Natur es dagegen nicht ohne schmuck lassen. Sie warf in den Giebelriß den Samen einiger Mauernelken und goldgelbe Blumensträuße schimmern jetzt auf dem grauen Grunde der nackten Steine. Auf den Steinen der obersten Fenster hat der Goldlack Wurzel gefaßt und hängt nun mit den offenen Blüten längs der Mauer nieder; Hauslauch, Moos und andere kleinere Blumen verbreiten sich in malerischen Tönen über die Schiefer des Daches.

Dieß stumme Häuschen hatte für mich etwas so Geheimnißvolles und Träumerisches, daß ich es fast wöchentlich bei meinen einsamen Wanderungen besuchte. Ich glaubte es ganz besonders passend als Schauplatz einer ergreifenden Geschichte und schon oft hatte ich Ketten von trüben Ereignissen zusammenzufügen gesucht, welche sich hinter den schwarzen Mauern der verlassenen Wohnung zugetragen haben sollten.

Endlich glückte es doch meiner Phantasie, den Stoff

zu einer solchen Erzählung zu haschen und sie hätte gewiß den Leser von Anfang bis zu Ende weinen lassen, so hoffte ich wenigstens. Aber zu meiner Geschichte gehörte eine Beschreibung des Häuschens, wie es sich im Dunkel und gegen Mitternacht ausnahm. Da ich die Gewohnheit habe, so viel wie möglich mir die Natur bei Allem zum Muster zu nehmen, so beschloß ich, noch in derselben Nacht das enge Sträßchen zu besuchen und mich dem poetischen Einflusse der verlassenen Wohnung zu überlassen; dann wollte ich am folgenden Tage mit voller Wahrheit den noch frischen Eindruck in Worten niederlegen.

In meiner Ungeduld war ich bereits um zehn Uhr ausgegangen. Ich wandelte sinnend am Ufer der Schelde umher, wo mein gefühlskranker Geist unerwartete Nahrung fand. Das Dunkel war undurchdringlich schwarz, der Wind heulte schrecklich zwischen den wankenden Wänden der Schiffe — da unten, zu meinen Füßen, rauschten wild die Wellen des Stromes . . .

Die erhabenen Stimmen der Natur wirkten erschütternd auf mein Gemüth; ich stand da, dem Wüthen der Wellen horchend und dem Brausen des Sturmes und dem einsamen Ruf der Matrosen, der wie Todtenruf aus der Tiefe der Nacht in meine Ohren

drang. Als ich die Schelde verließ, um mich nach dem Häuschen zu begeben und langsam an der alten Burg vorbeiging, da war mein Geist mit allerlei trüben Gedanken umnebelt. Und in der That, alles vereinigte sich, mich in solch eine Stimmung zu bringen; stärker noch, wie früher, heulte der Sturm über die todesstillen Häuser hin; — die Finsterniß war gleich Thon, aus dem meine Phantasie Schreckensbilder aller Art formte.

Jedesmal, wenn der Sturm pfeifend gegen die Spitze eines Giebels anschlug, oder wenn in einem bleigefassten Fenster die Scheiben klirrten, durchzuckte ein unbeschreibliches Gefühl von Angst meine Brust.

So kam ich endlich in das enge Sträßchen und vor den Giebel des geheimnißvollen Häuschens. Da war es schweigsam und grabesstill; nicht ein Lichtchen brannte mehr hinter den Fenstern der benachbarten Wohnungen, kein Ton, kein Laut sagte mir, daß es noch lebende Geschöpfe da gebe. Wie war es doch so schrecklich schön in der unergründlichen Finsterniß, das schwarze Häuschen! Wenigstens war es das für mich, der wußte, wo es stand und alle seine Formen noch ganz gut im Geiste sah. Gerade als ob ich noch klar das ganz Umdunkelte sähe, so lief mein Auge wiederholt über den Giebel und zwischen den

bröckelnden Rissen der Fenstersteine umher und ganz mich selbst vergessend war ich schon beschäftigt, eine Beschreibung des grauenvollen Häuschens für die Geschichte zu entwerfen, welche ich hinter diese Mauern verlegen wollte.

Da schien es mir plötzlich, als ob ein flüchtiger Lichtstrahl aus dem Häuschen über mein Gesicht hinlief. Ich bebte, wohl mehr oder weniger vor Angst, doch noch mehr vor Neugier. Welch ein Geheimniß mag das unbewohnte Häuschen wohl verbergen? — Es ist nicht weit von Mitternacht.

Ich näherte mich schnell dem untersten Fenster, doch sie sind alle von Innen mit den eichenen Laden geschlossen; indessen sehe ich durch deren Fugen, daß Licht im Häuschen ist, ich höre selbst etwas gleich dem Seufzer eines Leidenden. Gott! könnte ich sehen, was da geschieht! Ich habe eine Ahnung, daß meine Erzählung sich dann in eine wahre Geschichte verwandeln werde; hinter diesem Giebel kann ja nur schauriges geschehen. — Ach, dort ist ein Riß, er läßt mich bis mitten in die Kammer sehen; nur ein streifen derselben und die Mitte eines kleinen Tisches fallen in den Bereich meines Auges. Da stehe ich, bebend und die Stirne fest an das kalte Fenster drückend. Was ich sehe, ist mir unerklärlich und schrecklich: auf dem Tische, über dem ein weißes Tischtuch ausgebreitet

liegt, befindet sich etwas, das ich nicht unterscheiden kann; es ist braunschwarz, wie getrocknetes Blut. Da kommt eine Hand, welche das Licht versetzt . . . jetzt sehe ich besser: es ist ein Herz, glaube ich — ein Menschenherz vielleicht? Daneben liegt ein Messer und ein Paar Kinderschuhe; ein wenig weiter ein Tabacksbeutel mit glänzenden Perlen gestickt und daneben steht ein Glas mit Wein — oder Blut? Ein Rosenkranz mit weißen Körnern hängt über dem Glase. — Noch lange sah ich mit ängstlich athmender Brust durch den Riß und suchte in meinem Geiste eine Erklärung der sonderbaren Gegenstände; ich strebte, meinem Auge eine andere Richtung zu geben, aber Alles war vergebens, der Riß war zu eng. Da hörte ich Geräusch von innen; zwei Hände erschienen, deren jede ein Glas trug; die eine ist die Hand einer Frau, welche ein schwarz seidenes Kleid mit Armbändchen von Spitzen trägt — doch da wird leider wieder Alles still und stumm. Die Frauenhand ruht jetzt neben dem Herzen auf dem Tische, — es ist ihre rechte Hand, ein Ring glänzt an einem ihrer Finger, die abgemagert und runzelbedeckt sind; es ist also eine verheirathete und schon bejahrte Frau. Da schlägt es Mitternacht auf dem Thurm von Sankt Andreas. Mit gespannter Aufmerksamkeit harre ich der Wirkungen dieser feierlichen Stunde. Da kommt in der That eine Hand

mit dem Messer und schneidet das Herz in viele Stücke, andere Hände nehmen jede ihr Theil von dem schauerlichen Gericht. Wahrscheinlich essen sie. — Jetzt ergreift ein Mann die Lampe, ihr Licht fällt auf seine Züge. Gott, darf ich meinen Augen glauben? — Es ist Herr Hensmans, mein alter Freund. Ja wohl, ich sah ihn genau, es liefen Thränen über seine Wangen. Das Licht ist weg, die Thür kreischt in ihren Angeln, ein Schloß hackt seinen Zahn in den hausteinernen Pfeiler. Schwarze Schatten schweben in dem Dunkel an mir vorbei. — Es ist geschehn; still und schweigend, wie ein Grab, bleibt das verschlossene Häuschen. — Ich entferne mich langsamen Schrittes und ganz verwirrt.

Was mag nur die Gegenwart von Herrn Hensmans an diesem Ort zu bedeuten haben? Liegt wohl über seinem Leben ein Schleier ungekannten Schmerzes? Er weinte doch, er, der gewöhnlich so gut und freundlich ist.

Gestern noch bat er mich dringend, ihn zu besuchen, aber er wohnt weit von der Stadt entfernt und es wäre nicht schön von mir, ihm seine Geheimnisse entlocken zu wollen. Aber doch will ich morgen zu ihm hin und wenn ich ihm auch nichts sage von dem nächtlichen Besuch, ich muß das Gesicht wiedersehen, welches ich eben sah. Ja, das soll

geschehn.

II.

Was ich hoffte, geschah. Ich habe meinen Freund Hensmans in seinem Dorfe besucht. Bei meiner Anknunft fand ich ihn in seinem Hofe, wo er saß und in einem Buche las; auf seiner Schulter ruhte eine Frauenhand, dieselbe, welche ich in der vorigen Nacht auf dem Tische in dem baufälligen Häuschen gesehen hatte, denn ich erkannte sogleich das schwarz seidene Kleid und die Spitzenbändchen. Jetzt weiß ich, daß sie, der diese Hand gehört, ihm eine theure Gattin ist. Noch eine andere Person wandelte tiefer im Garten an den Pfirsichbäumen der Mauer auf und ab: es ist der Arzt des Dorfes und er wohnt seit langen Jahren bei meinem Freunde, oder besser, dieser wohnt bei ihm. Ich blieb den ganzen Tag da und ich horchte bis zur größten Abspannung zu. Nein, meine erdichtete Erzählung werde ich jetzt nicht mehr schreiben, ich zeichne eine wahre Geschichte auf und die zudem noch ganz und gar in dem verlassenen, baufälligen Häuschen spielt. Mein Freund hat mir erlaubt, euch seine Schicksale zu erzählen, doch unter gewissen Bedingungen, welche ich auch gewissenhaft erfüllen werde. Ich darf demzufolge nicht behaupten, daß ich

alle Personen bei ihren wahren Namen nenne, vor Allem werde ich das in Bezug auf diejenigen nicht thun, welche in dieser traurigen Geschichte eine wenig löbliche Rolle spielten.

Es drängt mich sehr, euch jetzt gleich schon zu sagen, was sich vorgestern Nacht eigentlich in dem baufälligen Häuschen zutrug und euch auseinander zu setzen, was es mit dem getrockneten Herzen, dem Messer, dem Blut, den Kinderschuhen, dem Tabacksbeutel und dem weißen Rosenkranz zu bedeuten hatte, aber ich darf es in der That nicht, es würde meiner Erzählung zu viel von ihrem Interesse rauben. Doch wird der Leser es selbst schon vermuthen können, je mehr sich diese Geschichte vor seinen Augen entwickelt. Das einzige, was ich sagen kann und darf, ist, daß vorgestern Nacht in dem baufälligen Häuschen keine andere Personen waren, als die, welche ich in meines Freundes Garten fand.

III.

Vor einigen dreißig Jahren hatte das baufällige Häuschen noch ein ganz anderes Aussehen, wie jetzt. Wohl war die Mauer nackt und grau, auch die Fenstersteine trugen die Spuren der Zeit, aber damals war die Thür noch schön grün angestrichen, hübsche Blumen standen auf den Bänken der reingeputzten Fenster und hinter den schneeweißen Gardinen lachten rothwangige Kindergesichtchen dem Vorbeigehenden zu. Man brauchte damals nicht erst zu fragen, was das für Leute wären, die in dem bescheidenen Häuschen lebten. Alles bis zu dem saubern weißen Sand vor der Thürschwelle und den singenden Vögeln am Giebel sagte, daß da arbeitsame Bürger wohnten, die, zufrieden mit ihrem Geschick, reich in ihrer Armuth, Gott dankbar waren für das kleine Antheilchen, welches er ihnen an den Freuden des Lebens gegeben hatte.

Es war im Jahre 1812; die Franzosen herrschten in unserm Vaterlande.

In der Mitte des September, an einem schönen Abend vor Sankt Lambrechts Tag schien etwas Außergewöhnliches in dem Häuschen vor sich zu

gehen. Es war ein so geheimnißvoll Gehen und Kommen, daß die auf ihren schwellen stehenden Nachbarn einer den andern mit scherzender Verwunderung und lachend auf die Thür des Häuschens aufmerksam machten. Von Zeit zu Zeit schauten ein paar Kinderköpfchen aus der Thür und ungeduldig die Straße entlang, worauf sie eben so schnell wieder verschwanden.

Es war etwas Feierliches in dem Häuschen vorbereitet. Mitten in dem kleinen Stübchen stand ein Tisch mit einem weißen Tischtuche bedeckt; darauf lag ein großes Herz von Chokolade mit weißen Zuckerlettern darauf, die zusammengenommen den Glückwunsch ausmachten: lang lebe unser Vater Lambertus! Zu beiden Seiten des Herzens standen zwei Flaschen, deren Hals mit Blumen umwunden war; in der einen war rother, in der andern weißer Wein. Auf einem Teller lag ein prächtiger, in Perlen gearbeiteter Tabacksbeutel; den konnte nur eine Frauenhand gemacht haben; eine solche hatte auch Blumen umhergelegt, sonst wären sie gewiß nicht so sorgfältig und so sinnig geordnet gewesen.

In dem Zimmer befanden sich verschiedene Personen. Zwei Kinder legten von Zeit zu Zeit ihre Hände platt auf den Tisch und verschlangen mit den Augen das kostbare Chokoladeherz und den

unbekannten Trank, den ihnen die gekrönten Flaschen versprachen, dann liefen sie wieder hinaus oder sie hüpfen in stürmischer Freude in dem Stübchen umher.

Es waren zwei Mädchen, eins von sechs, das andere von zwölf Jahren. Ein schöneres Kind, wie das kleine Thereschen, war nicht zu sehen; — es hatte so blondes Lockenhaar, so große blaue Augen, so rothe, frische Bäckchen! — es war, wie eine Aprikose, die zwischen prächtigem Laube reift. Das größere Mädchen hieß Ursula; es war nicht schön; die Pocken hatten sein Gesichtchen verdorben, es sah bleich und siechend aus; langsam nur drehten sich die Augäpfel unter den harten Wimpern — und doch lag in dem wehmüthigen Blick etwas so sanftes, so Flehendes; das beständige trübe Lächeln, welches um ihre Lippen schwebte, hatte etwas so Tiefes und Trauriges, daß man unwiderstehlich in Liebe oder Mitleid zu dem Kinde hingezogen war. Obschon es sich selbst an diesem fröhlichen Tage langsamer als sein Schwesterchen bewegte, schien doch eine herzliche Freude ihm eine außergewöhnliche Lebendigkeit gegeben zu haben.

Am Kamin saßen zwei Frauen in Sonntagskleidern, die schön gebügelten Spitzenhauben auf dem Kopf. Die eine war die Hausmutter. Auf ihr Angesicht hatte das Alter schon tiefe Furchen gegraben; aus dem

stillen und beschränkten Ausdrücke ihrer Züge ließ sich schließen, daß ihr Geist und ihr Gefühl nicht über den Kreis ihrer Familie und ihrer Haushaltung hinaus sich erstreckten und darin betrog man sich in der That nicht. Die andere Frau, welche neben ihr saß, war ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, groß und schlank und mit einem äußerst interessanten Gesichtchen. Kohlschwarzes Haar, dunkle glühende Augen und ein brauner Ton, der über ihre Wangen und ihren Hals wie ein leiser Hauch hingeweht war, ließen mit Recht vermuthen, daß vor Zeiten einmal spanisch Blut in ihren Stamm eingedrungen war. Sie wohnte ein wenig weiter in der Nachbarschaft; ihr Vater war Spezereihändler und stand in Bezug auf Wohlhabenheit hoch über den Bewohnern des kleinen Häuschens. Sie war mit diesen nicht verwandt, vielleicht aber hatten Bande des Herzens sie an dieselbe geschlossen.

Beide Frauen saßen müßig und freuten sich an der Ungeduld der Kinder. Das Mädchen aber schien von Zeit zu Zeit seine Augen mit besonderer Aufmerksamkeit auf einen Jüngling zu richten, der entfernter, am äußersten Ende des Kämmerchens an einem kleinen Pulte saß und, den Rücken den Frauen zugewandt, mit schreiben beschäftigt war. Er machte wohl Verse, denn man hörte ihn fortwährend mit lauter

Stimme nach dem Reime suchen.

In dem Augenblicke erschienen zwei kleine Kinder von ungefähr sieben Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, auf der Schwelle des Hauses. Sie hielten einander an der Hand und traten langsam und mit niedergeschlagenen Augen herein; sie gingen aber nicht gerades Wegs voran, sondern drückten sich eher an die Wand, als wenn sie sich zudringlich gehalten und sich darum geschämt hätten. Sie blieben endlich stumm vor der alten Frau stehen und schauten ihr mit schüchternem Blicke ins Auge. Sie aber küßte jedes der Kinder auf beide Wangen und sprach:

»Guten Tag, lieb Janneken, guten Tag, mein klein lieb Nelleken. Bleibt nun hier, Kinderchen, gleich essen wir viel Leckeres und trinken Wein. Geht jetzt zu Treseken und zu Ursula.«

Dann wandte sich die Frau zu dem Mädchen und seufzte:

»Die armen Blümchen! Das Herz will mir brechen, wenn ich sie sehe. Ihr Vater ist noch nicht lange todt und jetzt liegt ihre arme Mutter schon wieder krank danieder. Ach, liebe Klara, die wissen, was Elend heißt, die essen saures Brod auf der Welt, ach Gott!«

Indeß die beiden Frauen fortfuhren, über das Loos der beiden Kinder zu sprechen, faßte die kleine Ursula

diese bei den Händen und zog sie langsam von der Mutter weg. Thereschen kam auch zu ihnen und Alle gingen um den Tisch herum, nun auf das Chokoladenherz zeigend, dann auf die beiden Flaschen mit Wein, dann auf die Blumen. Welche Mühe sich die beiden andern Kinder aber auch gaben, um Janneken und Nelleken heiter zu machen, so blieben diese doch stets ängstlich und schauten bewegungslos zu Boden, sobald keine freundliche Hand sie mehr leitete. Ach es war peinlich zu sehn; die armen Schäfchen fühlten schon so tief, daß das Mitleid sie hier zuließ, und die Armen lächelten dankbar, doch schüchtern denen zu, welche ihre Beschützer geworden waren.

Klara war dieser unbesiegbaren Aengstlichkeit mit träumerischem Auge gefolgt, trat jetzt plötzlich zu dem Tisch, nahm die Blumen, welche den Tabacksbeutel umgaben, weg, und setzte sich wieder auf den Stuhl.

Die Mutter frug verwundert:

»Was thust du da Klara? Die Blumen lagen da so schön?«

»Ja, Frau Hensmans,« antwortete das Mädchen, »aber die zwei armen Kinder müssen doch auch etwas zu schenken haben; ich mache für jedes ein

Sträußchen daraus.«

»Ach, ja, thue das schnell!« seufzte die Mutter, wandte sich dann zu ihrem Sohne und sprach:

»Willem, du mußt dich sputen, Junge; denn er muß jetzt bald nach Haus kommen und ist gewiß schon unterwegs.«

»Es hat geglückt!« rief der junge Poet aufspringend und den Frauen sich nähernd. »Horch, Klara. Siehe, du stellst dich vor ihn hin, gibst ihm den Beutel und liesest dann die Verse, die hier ganz deutlich geschrieben stehn. Höre, so mußt du lesen:

»Die kleine schwache Gab' empfang aus meiner Hand
Ob, arm Lambertus . . .

Das Mädchen nahm ihm aber scherzend das Papier aus der Hand und rief lachend:

»Du glaubst am Ende, ich könne nicht lesen? Laß mich nur gehn, ich will dir das schon beweisen. Das ist doch nicht so schwer.«

sie schlug die Augen auf das Papier und las leise, ehe sie aber noch zu Ende war, überlief eine glühende Röthe ihre Stirn und sie warf einen Blick sanften Vorwurfs auf Willem, der nun beschämt, doch lächelnd die Augen senkte.

Er hatte gewiß in den Versen etwas gesagt, was das jungfräuliche Gemüth Klara's nicht gern aussprach;

doch sagte sie nichts, und starrte nur sinnend auf das Papier.

»Seht,« fuhr Willem dann fort; »so machen wir's. Wenn der Vater herein kommt, dann spricht Niemand; ich führe ihn an seinen großen Stuhl neben dem Tische; Klara kommt, giebt ihm den Beutel und liest ihre Verse; dann kommen die vier Kinder hintereinander, und geben ihm ihre Sträuße. Darauf erscheine ich mit meinem Gedicht, während die Mutter mit dem Herzen neben mir steht, und wenn ich bald zu Ende bin, dann schenkt Klara die Gläser voll Wein; beim letzten Wort des Stückes heben wir alle, die Kinder auch, unsere Gläser hoch auf und rufen zusammen: Lang lebe unser Vater Lambertus! Dann nimmt die Mutter das Herz und . . . « Da wurde der junge Mann plötzlich unterbrochen durch das Jubelgeschrei seiner beiden kleinen Schwestern, die mit einem male aus der Thüre hinausstürzten, und die Straße entlang eilten. Janneken und Nelleken hatten ihr Plätzchen am Kamin nicht verlassen. Es war ihr Vater nicht, der da nahte.

Lambrecht Hensmans war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. seit seiner Kindheit verging für ihn kein Tag müßig; Arbeiten und Leben bedeuteten bei ihm ein und dasselbe. Einfältig und schlicht, wie sein bescheidner Weg durch's Leben, war auch sein Herz.

Die ganze Woche hindurch arbeitete er von Morgens bis Abends für seine Kinder; Sonntags erfüllte er treu seine religiösen Pflichten, wandelte dann Nachmittags mit all' den seinen in's Feld, trank mit ihnen irgendwo eine Kanne Bier, und begab sich am folgenden Morgen wieder an die ewige Arbeit. So begann, so schloß jede Woche; und dennoch war der bescheidene Arbeiter Gott dankbar für sein Geschick.

Er liebte seine Frau und seine Kinder mit aller Kraft eines Herzens, welches, wie das seine nur für sie und für Gott schlug. Jeder seiner Schweißtropfen gab ihm dafür auch ein wohl erworbenes Recht auf ihre Dankbarkeit, und sie erkannten dies Recht auf das Vollste an durch unbegrenzte — Liebe und Ehrerbietung.

Einmal doch hatte ein innerer Streit die Eintönigkeit seines Lebens und die Ruhe seines Geistes zerstört. Als sein Willem, sein einziger, heißgeliebter Sohn, noch in die Elementarschule ging, da bewies er schon mehr als gewöhnliche Anlagen für eine höhere Ausbildung, wie die Lehrer sämtlich sagten. Da kam die Liebe und der Stolz des Vaters in gewaltigen Streit mit Furcht und Vorsicht. Sollte sein Sohn Willem kein Arbeiter werden, wie sein Vater? Würde er einst mit andern Gedanken, andern Pflichten, und vielleicht viel höhern Gaben neben dem

einfachen Vater, und der zwar unwissenden, doch guten Mutter leben können, ohne die süße Einheit der Familie zu brechen? Und wo wäre dann der Lohn des vergossenen Schweißes, wenn der Sohn einst von oben herab auf die Aeltern und Schwestern niederschaute? — Lange kämpfte Lambrecht Hensmans diesen Streit durch, bis alle Eigenliebe verschwand, und er mit dem echt väterlichen Ausrufe zum Beschlusse kam:

»Was liegt denn daran, wenn mein Kind nur glücklich ist? Es sei so!«

Von dem Augenblicke an kam eine Wendung in Willem's ganze Erziehung; die Feder sollte das Werkzeug werden, welches ihm einen Platz in der Gesellschaft erwürbe, und auf den Auserkornen der Familie, wurde aller Schweiß des Vaters, eine schreckliche, schwere Verantwortung, geladen.

Willem war jetzt zwanzig Jahre alt; er arbeitete als Schreiber bei einem Notar, und bekam da einen wohl geringen Jahrgehalt, der aber für die bescheidene Familie ein Quell eines gewissen Stolzes, und einer Art von kleiner Wohlhabenheit war. Man rühmte seinen Geist, und er war noch besonders beliebt, weil er so schöne Liedchen dichten konnte. Es lachte ihm gewiß eine vielversprechende Zukunft entgegen. Wer

konnte es wissen, ob er nicht selbst einmal Notar wurde? Er hatte immerhin eben so viel Recht, dieß zu hoffen, wie jeder Andere.

Diese Aussichten schmeichelten gewiß dem Stolze von Lambrecht Hensmans, aber doch wäre er vor Verdruß gestorben, hätte ihn sein Sohn, wie so mancher Undankbare, jetzt weniger als zuvor geliebt. O wie glücklich war er jetzt auf der schönen und lachenden Welt. Willem hatte nicht vergessen, was sein Vater für ihn gethan; seine Liebe kannte jetzt keine Grenzen, seine Ehrerbietung war so groß, und er wußte dieß Alles in so schönen Worten auszudrücken, daß Lambrecht Hensmans oft in seinem Bette vor Dankbarkeit zu Gott weinte, der ihm ein so edles und gutes Kind geschenkt hatte. — Das war des Arbeiters Seligkeit!

Jetzt kam er dort in der Straße näher, das Haupt gesenkt, und nicht daran denkend, daß Alle zusammen mit gespannter Freude auf ihn warteten. Er hatte eben sein Tagewerk verlassen, das sah man wohl an seinen schlechten Kleidern, denn als Anstreicher trug er spuren genug von seinem Handwerk. Er wäre vielleicht aus seinem Hinschlendern erst an seinem Hause erwacht, da aber drangen ihm plötzlich die Stimmen seiner fröhlichen Kinder in's Ohr; ehe er noch sah, woher sie kamen, kletterte Thereschen

schon an seinen Beinen hinauf, Ursula lächelte ihm so tief zu, und beide jubelten dann fort, daß der Vater nicht wußte, was zu thun war. Er küßte beide und frug:

»Was ist denn, ihr Kinderchen? Warum seid ihr so lustig?«

»Komm, komm! schnell, schnell, Vater!« schrieen beide ungeduldig, und sie rissen ihn fort, bis in das Stübchen seiner Wohnung.

Aha, da sieht er, was das zu bedeuten hat. Morgen feiert man Sankt Lambertus, heute ist sein Abend, und morgen sein Namenstag; man will ihm die Angebinde schenken.

Da steht der Vater gerührt da, das Herz klopft ihm schneller vor Glück; Niemand aber spricht in dem Stübchen, Alle lächeln ihm nur mit strahlenden Augen zu, aber in dem Lächeln liegt etwas recht Feierliches; es ist wie die Sprache dieser liebenden Seelen, ein Duft, der von Jedem ausgeht, und Alle in einer Liebeswolke umschließt.

Da naht Willem ganz ernst, faßt seines Vaters Arm und führt ihn zum großen Stuhl neben dem Tische.

Klara tritt vor, überreicht den schönen Tabacksbeutel auf einem weißen Teller, und liest ihre Verse, wobei ihr glänzend schwarzes Auge ergriffen funkelt:

Die kleine schwache Gab' empfang aus meiner Hand,
Ob arm, Lambertus, ist sie doch der Liebe Pfand!
Ich fleh zu Gott, daß er den Vater uns bewahre
Und ihm zu unsrer Lust noch schenke viele Jahre!
Dann kehrt der frohe Tag noch häufig uns zurück,
Wo schöne Kinder dich umsahn in süßem Glück.
Die ihre Hände hoch empor zum Himmel heben
Und rufen allesammt: »Lang soll Lambertus leben!«

Ach, das geht dem Vater zu Herzen! Auf dieß Mädchen hat er für seinen Sohn eine ganze Zukunft gebaut und er schaut nur mit einer gewissen Scheu auf sie hin, die einst die Mutter der Kinder seines Willem werden wird. Bewußtlos hält er den Beutel in der Hand und betrachtet ihn; er ist doch recht schön mit den glänzenden Perlen! — Sie, die künftige Braut Willem's hat ihn gemacht, sie wird dem Vater nicht die Liebe des Sohnes rauben, denn auch sie liebt ihn. O Gott, es liegt doch etwas Heiliges in allem Liebesgefühl! Wer kann es bestreiten, daß die erste Pfeife Taback aus diesem Beutel dem glücklichen Handwerker besser schmecken wird, als alle möglichen Gerichte von dem Tische eines Königs.

Lambrecht Hensmans fühlt sein Glück tief; die Thränen wollen ihm aus den Augen brechen, doch er bezwingt sich und sagt mit gedämpfter Stimme, indeß er ehrerbietig die Hand des Mädchens in die seine nimmt:

»Was du da gesprochen hast, liebe Klara, und dieß schöne Geschenk, das gilt mir sieben Jahre länger Leben. Ich kann euch nicht sagen, wie mich das ergriffen hat. Ach ich danke euch zu tausend Malen.«

Da giebt die Mutter ein Zeichen und die Kinder kommen mit ihren Blumensträußen.

Treseken und Ursula nähern sich lachend und sagen mit fröhlichem Kichern:

»Väterchen lieb,
Heut ist dein Abend und morgen dein Tag,
Ich hab die Ehre, daß ich dich binden¹ mag.

Janneken und Nelleken bleiben zurück; die Mutter muß sie zum Vater führen. Sie geben ihm auch ihre Sträußchen, aber sie schlagen die schüchternen Augen zu Boden. Das durchbebt Lambrecht Hensmans schmerzlich; es sind doch die Kinder seines gestorbenen Bruders und ihre arme Mutter liegt auch auf dem Sterbebett!

Seine Rührung zu verbergen, hebt er die zwei unglücklichen Schäfchen auf seinen Schooß, drückt sie an die Brust und verbirgt seine Thränen hinter ihren Köpfchen. Er küßt sie innig. Dann läßt er sie von seinen Knieen gleiten, und siehe da, jetzt ist ihnen ein ander Leben aufgegangen, jetzt sind sie heiterer, sie lachen nun auch und springen zu Treseken und

Ursula und tragen die schönen Köpfchen aufrecht.

Hat die mächtige Zauberruthe der Liebe sie berührt?
Ach ja, das fehlte ihnen; nun fühlen sie, daß sie noch
einen Vater haben, der sie liebt.

Jetzt ist die Reihe an Mutter und Sohn gekommen.
Während die Erstere das Chokoladeherz überreicht,
stellt sich der Andere feierlich vor seinen Vater hin
und liest mit schönem Ausdruck das folgende
Gedicht:

Der Tag, den unser Herz so lang, so heiß ersehnte
Und der uns einmal nur alljährlich hoch erfreut;
Der wie ein Sonnenstrahl an kalten Wintertagen
Uns hell und klar erscheint, inmitten unsrer Plagen,
Des Vaters Festtag St. Lambertus ist ja heut.

Die Gabe, Vater, die wir jedes Jahr dir bieten
Reich' ich auch heute dir, von Rührung tief erfüllt,
sie ist nicht kostbar, doch von unserm ganzen Leben
Vom Köstlichsten, das wir dir können geben,
Ist sie ein einfach, treues Ebenbild.

Es ist die Lieb' der Mutter deiner Kinder
Die Freud' und Glück auf deinen Pfad ergoß,
Es ist die Lieb' der unschuldsvollen Kleinen
Die Lieb' der Jungfrau, welche mit der meinen
In Eine Liebesglut für dich zusammenfloß.

Dann siehst du um dich her in frischer Lust erblühen,
Erfüllt vom Geist der Lieb' der Kinder heitern Kreis,
Dann magst du wohl getrost von schwerer Arbeit rasten,
Abschütteln, die so treu du trugst, der sorge Lasten

Und ärndten für die Lieb' die du gepflegt, den Preis.

Ach ja, so soll es sein! der Herr hört unser Flehen,
Es steigt ja so rein aus unsrer Kinderbrust,
Wie Tauben, die empor zum blauen Himmel schweben,
Ja, theurer Vater! lang und glücklich sollst du leben
An deinem heitern Heerd in ungestörter Lust.

Jetzt hat die Freude den Gipfel erreicht; Thränen der vollsten Seeligkeit strömen über die Wangen des Vaters. Die schönen, ergreifenden Worte aus dem Munde seines guten Willem und mit allem Feuer eines jungen glühenden Herzens gesprochen, klingen noch wie ein heiliger Engelsgesang in seinen Ohren wieder. Er kann seiner Rührung nicht länger widerstehn; er umfaßt mit weitem Arme Mutter, Sohn und die Töchterchen und küßt alle in süßem Entzücken.

Auch nach Klara streckt er die Arme aus; sie auch thut einen schritt, um an der allgemeinen Umarmung Theil zu nehmen, doch Sittigkeit und scheu treten zwischen Beide.

Den Augenblick nimmt Klara wahr, um die Gläser voll zu schenken und jedem Kinde das seine in die Händchen zu geben. Dann ruft sie fröhlich:

»Jetzt wollen wir die Gesundheit von Lambertus trinken!«

Alle reißen sich los, fassen ihre Gläser und rufen jubelnd:

»Lang lebe Lambertus!

Lang lebe Lambertus!

Lang lebe Lambertus!«

Damit war der feierliche Theil des häuslichen Festes zu Ende. Jetzt krochen die vier Kinder auf die Kniee des Vaters, um den schönen Beutel einmal in den Händchen halten zu dürfen, dann sprangen sie mit den Blumen in dem Stübchen umher, oder sie spielten *Kochenessen* mit den Stücken des Chokoladeherzens, vom dem Jeder einen Theil bekommen hatte.

Klara sang alle Liedchen, welche sie kannte; auch die Mutter ließ eins oder das andere hören, welches sie in ihrer Jugend zu singen pflegte; Willem erzählte lustige Anekdoten, und so verging der heitere Abend, bis Treseken und Ursula zu Bette gehen mußten und die Mutter Klara nebst den beiden andern Kindern nach Hause führte. Lambrecht Hensmans und sein Sohn Willem zündeten eine Lampe an und stiegen die Treppe hinauf. Sie gingen darum doch nicht schlafen, obschon der junge Mann seiner Mutter herzlich gute Nacht gewünscht hatte.

IV.

Lambrecht Hensmans und sein Sohn öffneten die Thür eines kleinen Oberkämmerchens und traten mit der Lampe hinein. Der junge Mann zog seinen Rock aus und einen grauen Kittel an. Offenbar kamen Beide mit der Absicht hierher, noch einige Arbeiten fertig zu machen, bevor sie sich zur Nachtruhe begaben, denn in dem Kämmerchen standen nebst vielen Farbtöpfen mit Pinseln auch manche Gegenstände von Holz, welche eines neuen Anstriches zu warten schienen; Tönnchen, Büchsen, Kästen aller Art, die wohl bis dahin in einem Spezereiladen gedient hatten. Solch kleine Anstreicherarbeit ließ sich gemächlich bei Lampenlicht machen und war darum wohl für den Abend zurückgelegt worden.

Hensmans war übrigens nicht gewohnt, Nachts noch zu arbeiten, nachdem er schon des Tages Last getragen hatte. Und das hätte er in der That auch nicht aushalten können. Er stand mit der Sonne auf, kletterte dann mit seinem Farrentopf auf eine Leiter vor irgend einem Giebel und setzte da in der glühendsten Sonnenhitze seine Arbeit fort, bis er Abends, an Leib und Geist ermattet, seine steifen

Glieder nach Hause schleppen durfte, um in dem Schlafe Kräfte für die Arbeit des folgenden Tages zu gewinnen.

Aber seit einiger Zeit hatte ein edles Gefühl des Mitleids und der Liebe ihn zu einer gefährlichen Ueberspannung seiner Kräfte getrieben, sein Bruder, ein bescheidener Arbeiter, gleich ihm, war unlängst gestorben und hatte zwei unmündige Kinderchen hinterlassen, deren Mutter jetzt auch krank zu Bette lag. Durch dies Doppelunglück war die Familie in das tiefste Elend versunken und gewiß hätte der Mutter wie den Kindern oft das nöthige Brod gemangelt, hätte nicht ein andrer Arm, der Vorsicht gleich, über ihnen gewacht. Seitdem arbeitete Lambrecht Hensmans immer bis Mitternacht und oft noch später, obschon er oft einen harten Kampf gegen den ihn überfallenden Schlaf zu kämpfen hatte, und er durch dieß unnatürliche Wachen sichtlich abmagerte. Aller Gewinn dieser nächtlichen Arbeiten war für die arme Familie seines verstorbenen Bruders bestimmt; — er übergab das daraus gelöste Geld so gewissenhaft der kranken Mutter, als ob er ein Gott gethanes feierliches Gelübde damit erfüllt hätte.

Wenn Willem von seiner Schreibstube zurückgekehrt, am gemeinsamen Tische zu Nacht gegessen hatte, dann stieg er mit seinem Vater die

Treppe hinauf, zog den grauen Kittel an und half bis Mitternacht an der Arbeit.

So weihten diese guten Menschen ohne irgend Jemandes Wissen, nur unter Gottes Augen, ihren Schlaf und ihren Schweiß ihrem leidenden Nächsten. Da, hinter den Mauern des ärmlichen Häuschens vollbrachten sie in tiefster Stille der Nacht dieß heilige Liebeswerk.

Der Vater hatte bereits ein Tönnchen zur Hand genommen und einige Pinselstriche darüber gethan, als er bemerkte, daß sein Sohn noch regungslos da stand und zögerte, mit der Arbeit zu beginnen. Er sprach mit stillem Lächeln zu ihm:

»Nun Muth gefaßt, Willem!« Wir sind heut glücklich genug gewesen und das Glas Wein hat uns gestärkt. Nun rüstig angefaßt, Junge; es würde mir leid thun, wenn die arme Annemie mit ihren unglücklichen Schäfchen leiden sollte, weil wir fröhlich waren. Im Gegentheil, wenn ich kann, arbeite ich heute Nacht noch später, wie gewöhnlich. Komm und greif einmal frisch an und denke, daß wir es um Gottes willen thun.

Willem setzte sich auf die Erde und begann mit der Arbeit; dann sprach er:

»Ja, ja, Vater,« es war ein Gedanke. Es ist schon so

lange her, daß ich nicht mehr an Karl Moerens schrieb und ich möchte ihm so gerne über das Angebinde erzählen und ihm die Verse von Klara und mir schicken. Das ging mir durch den Kopf und ich wollte euch eben fragen, ob ich heute Abend nicht schreiben dürfe, aber nein, ich will es morgen gegen Mittag thun. Wir wollen jetzt einmal frisch arbeiten, ihr habt Recht, Vater; es wäre nicht schön, wenn wir Andre um unsres Glückes willen Mangel leiden ließen.«

Vater und Sohn arbeiteten unter den Gesprächen weiter.

»Aber, Willem,« du hast seit lange nichts mehr von Karl Moerens erzählt. Wie geht es ihm in Paris? Ist er noch nicht Doktor?

»Ach, Vater,« das geht nicht so schnell. »Er ist erst Kandidat in den Naturwissenschaften geworden und muß noch viel andere Prüfungen bestehen, ehe er Jemand kurieren darf. Und er ist doch recht unglücklich, der Arme. Ach Gott, ein Waisenkind ist wohl auf der Welt zu beklagen, Vater. Seine alte Tante, die ihn studieren läßt, ist so geizig, daß ihr es kaum glauben könnt. Sie bezahlt seine Collegengelder und dergleichen, aber weiter schickt sie ihm kaum Geld genug nach Paris, um einer Katze das Leben zu fristen. Karl schreibt mir, daß er ganze Wochen lang

nur von Brod lebt und wenn er dann einmal Fleisch essen will, wißt ihr, wie er das macht? — Er geht da in ein schmutzig Haus, o ihr würdet euch ekeln davor, das nennt man eine Gargotte; da steht immer ein großer Kessel, in welchem Fleisch kocht. Man giebt euch eine große Gabel in die Hand und ihr dürft für einen Stüber einmal in den Kessel hinein stechen. Das Stück, welches ihr dann herausholt, ist das eure. Wäre das noch Ochsen — oder Kuhfleisch, das ginge noch an; aber Karl schreibt mir, daß in Paris Hunderte ihr Brod damit verdienen, daß sie Hunde und Katzen stehlen und daß wenige Pferde getödtet werden, von denen nicht tüchtige Stücke in die Kessel der Gargotten kommen. Das muß eine eigne Kost sein, nicht wahr Vater?«

»Ach, da hat Karl dir etwas aufbinden wollen!«

»Nein, nein, Vater, er schrieb das in einem recht betrübten Briefe, bei dem er sehr geweint hat; ich werde ihn euch morgen sehen lassen. Ach es thut mir so leid, daß Karl so unglücklich ist! Ich weiß wohl, er ist jung und wird seinen Weg doch machen, aber es ist darum nicht weniger schmerzlich, daß man, während man studieren will, seine Zeit mit Stundengeben und Kopieren verderben muß und dabei noch immer Hunger leidet.«

»Karl studiert doch schon so lang, Willem; mir scheint, daß er besser daran gethan hätte, Advokat zu werden; das geht doch viel schneller?«

»Nein, doch nicht, das ist Alles einerlei. Seine Tante wollte ihn auch die Rechte studieren lassen, aber Karl hatte keine Neigung dazu. Und ich glaube, er that wohl dabei. Ihr wißt nicht, Vater, daß ich diesen Morgen an dem Tribunal war; ich mußte für den Notar ausgehen und der Herr, dem ich meine Botschaft auszurichten hatte, hieß mich in einer halben Stunde wiederkommen. Da ging ich andern Leuten nach und in den Gerichtssaal. Man war eben beschäftigt, über den Dieb zu richten, der im vorigen Monat in der Kaiserstraße durch eine Kellerthür in das Haus des Weinhändlers Janssens eingebrochen hat. Da habe ich einen Advokaten sprechen hören, aber ich war für ihn beschämt über sein tolles Geschwätz, er wollte den Dieb so weiß, wie Schnee machen und schwitzte wie ein Bär vor all der Anstrengung; aber wenn man das Beredtsamkeit nennt, solch ein hohl Gerassel von Worten, die zusammenhängen, wie gehacktes Stroh, dieß schleudern mit den Armen, dieß schreien und Wüthen ohne Ursache, dann sage ich, daß die Beredtsamkeit für die Zuhörer eine schreckliche Gabe ist. Und dazu sagten die Bürger noch, daß dieß ein guter Advokat sei und daß er sein Französisch sehr gut

ausspreche. Ich war in dem Augenblick froh, daß Karl nicht die Rechte studiert, denn wenn ich ihn einmal so reden hörte, dann sähe ich ihn mein ganz Leben lang nicht mehr an.«

»Das geht über meinen Verstand, Willem; davon kenne ich nichts. Da du aber von dem Dieb sprichst, der in das Haus von Janssens eingebrochen hat, da fällt mir etwas ein; du weißt, ich bin eben beschäftigt, den Giebel von Standels Haus auf dem Eiermarkt in Oelfarbe zu setzen. Meine Farbentöpfe, Haken und Kordeln stehen im Hause in einem kleinen Zimmerchen straßenwärts. Ich gehe da aus und ein, um Farbe zu holen, oder was mir sonst fehlt, aber weiter habe ich mich nicht einmal umgesehen nach dem was da steht. In dem Zimmerchen liegt eine Fallthür, durch welche man in den Keller gelangen kann. Heute Morgen war ich auch in dem Zimmer, um meinen Farbentopf zu füllen, da kommt plötzlich Frau Standel zu mir und zeigt mir die Fallthür, die ganz verfault ist und in Stücken dahängt. Meister Hensmans, sagte sie, diesen Morgen habe ich fast mein Bein gebrochen; ich bin mit dem Fuße durch die Fallthür getreten. Wir haben uns schon seit langer Zeit vorgenommen, sie neu machen zu lassen, denn, seht ihr, man könnte leicht dadurch in das Haus einbrechen, denn wenn man die Kellerthür auf der

Straße nur aufbricht, dann ist man durch dies Zimmerchen auch schon im Hause. Darum könnten die Diebe zwar noch nicht in die andern Stuben, aber hier wäre schon genug zu stehlen. — Ich antwortete nicht und zuckte nur die Schultern, denn Frau Standel sah mir so sonderbar in die Augen, als ob sie fürchtete, ich möge sie am Ende bestehlen, und das ärgerte mich heimlich und darum gab ich ihr keine Antwort. Sie aber fuhr fort, während sie einen Schrank öffnete, der da stand und mir Alles zeigte was darin war, und sagte: Seht Meister Hensmans, da wären noch Sachen zu stehlen, meint ihr nicht? Die silbernen Löffel und Gabeln sind leicht zu tragen, nicht wahr? Es ist im Grunde gut, daß ich den Fall gethan habe, denn sonst hätte ich gar nicht auf die Fallthür geachtet; jetzt bleibt das Schränkchen aber nicht länger mehr da stehen, Heut oder längstens Morgen wird es irgendwohin gesetzt, wo man es so leicht nicht finden soll. — Mein Schweigen schien Frau Standel zu wundern; jetzt aber war mein Farbentopf gefüllt und ich ging langsam hinaus. Als ich auf der Leiter stand, dachte ich bei mir selbst, was wohl die Handlungsweise der Frau bedeuten könne, aber ich lachte bald über das Mißtrauen der Leute. Wahrscheinlich hätte ich in meinem ganzen Leben nicht mehr daran gedacht, wenn du nicht von dem

Diebe gesprochen hättest.«

»Ach Vater, geizige Leute sind gegen Jeden mißtrauisch. Ich kenne Standels wohl, sie würden einen Heller in sechs Stücke beißen, wenn sie könnten: mein Herr ist ihr Notar; die Last, welche er von ihnen stets hat, ist unbegreiflich, und wenn ihr hörtet, wie sie Alles auseinandersetzen, dann würdet ihr sagen, daß, sie ausgenommen, alle Menschen Diebe und Schelme sind. Gott weiß, ob sie auch dieß nicht gesagt hat aus Furcht, daß ihr kämet, um sie zu bestehlen und um euch zu sagen, daß sie auf ihrer Hut ist. Aber das Beste, was man thun kann, ist, über derlei Narrheiten zu lachen und die Leute in ihrer Weisheit zu lassen, — sie sind vielleicht noch schlechter als Andere.«

So plauderten Vater und Sohn über dies und jenes. Als es Mitternacht auf sankt Andreas Thurm schlug, schienen sie noch nicht Willens, aufzuhören, obschon Willem schon mehr wie einmal einem unwiderstehlichen Einnicken verfallen war.

In derselben Mitternachtsstunde verließ ein Jüngling, mit Namen Jan Bruggelinck, ein Wirthshaus in der Nähe des Fischmarktes. Da er länger als gewöhnlich aufgeblieben war und zu Hause wahrscheinlich herbe Vorwürfe fürchtete, so eilte er

schnell durch das Dunkel dahin. Es war der Sohn des Faßbinders auf dem Eiermarkt. So schritt er denn durch die Silberschmiedstraße, über den großen Markt, den grünen Kirchhof² entlang und stand bald an seiner Wohnung. Als er eben die Hand an die Klingel legte, hörte er in der stillen Nacht ein sonderbares Geräusch, wie wenn ein silberner Gegenstand auf die Steine gefallen wäre. Er bemühte sich, so gut er konnte, nach der Gegend auszuschaun, von welcher das Geräusch kam und sah einen Menschen, der auf den Zehen längs den Häusern fortschlich; er trug einen Sack auf den Schultern und hatte eine weiße Mütze auf dem Kopfe; mehr konnte Bruggelinck nicht unterscheiden; vielleicht wäre es ihm geglückt, den nächtlichen, geheimnißvollen Arbeiter zu erkennen, wenn er ihm nach gegangen wäre, aber er war zu bald hinter der Ecke der Sauerstraße verschwunden.

Jan Bruggelinck hatte nicht allzuviel Muth. Obgleich er überzeugt war, daß man irgendwo in der Nachbarschaft stahl oder gestohlen hatte, so beeilte er sich doch, an der Klingel zu ziehen, um eingelassen zu werden. Er erzählte dem die Thür öffnenden Knechte, was er so eben gehört und gesehen hatte; dieser frug ihn, warum er denn nicht geschrieen: Haltet an den Dieb! und sagte, es sei ihre Pflicht, schnell

nachzusehen, wo die Spitzbuben eingebrochen hätten und sie zu verjagen. Jan Bruggelinck hatte zwar wenig Gelüsten danach, doch folgte er dem Knechte auf die Straße und zeigte ihm die Stelle, wo er glaubte, das erste Geräusch gehört zu haben.

So kamen sie vor die Wohnung des Herrn Standel und fanden da die Kellerthür aufgebrochen und die Hausthür weit offen. Der Knecht zog mit aller Gewalt an der Klingel, deren Läuten den Hausherrn weckte; dieser trat ins Fenster und frug, was man wolle? Kaum hatte der Knecht aber geantwortet: Man hat euch bestohlen, als Herr Standel den Kopf zurückzog und anfing zu schreien und zu lamentieren, als wenn er ermordet würde.

Wenige Augenblicke nachher kam er mit seiner Frau herab. Beide öffneten die Thür und traten in das kleine Stübchen an der Straße. Da fing nun das Schreien und Jammern von neuem an und sie rissen sich die Haare aus dem Kopf vor Verzweiflung, denn — alles Silber und ein großer Theil eben gekaufter neuer Leinwand war verschwunden.

Zwischen ihren Klagen über den Verlust rief die Frau stets:

»Er soll es bereuen, der scheinheilige Schurke! Er soll es theuer bezahlen, der Dieb!«

Während Jeder, selbst ihr Mann, sich über die Worte wunderte, riß sie eine Lade nach der andern heraus und sah zu ihrem immer wachsenden Kummer, daß die Diebe Nichts von einigem Werthe vergessen hatten. In der noch offenen obersten fand sie ein Werkzeug, welches wahrscheinlich dazu gedient hatte, das Schloß des Schrankes aufzubrechen; sie betrachtete es einige Augenblicke mit dem Zittern der Wuth. Da frug ihr Mann sie, ob sie denn den Dieb kenne? statt aller Antwort zeigte sie ihm das Werkzeug. Es war ein Haken in Gestalt eines S, wie ihn die Anstreicher gebrauchen, um ihre Farbentöpfe an die Leiter zu hängen.

»Ha! rief Standel. Ist das so? Jetzt wissen wir genug! Der verfluchte Hensmans! Der Scheinheilige!«

Und dann wandte er sich zu Bruggelinck und frug ihn:

»Aber wie sah er aus? War er nicht groß?«

»Ja ziemlich.«

»Siehst du nun?« rief Frau Standel.

»Hatte er nicht eine graue Weste an?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe nur gesehen, daß er eine weißliche Mütze trug.«

»Ja, er ist es, der Schurke!« rief die Frau. »Eine weiße Mütze? Er hat keine andere. Ich dachte es mir

wohl. Man kann doch jetzt seinem eigenen Vater nicht mehr trauen. Aber wir wollen doch sehen, ob er ohne Brandmark davon kommt, und sollten wir die Hälfte unseres Vermögens daran wenden.«

Herr Standel sagte nichts; er stand da mit düsterm Gesicht, roth vor Zorn und murmelte Flüche und Verwünschungen.

Als er sah, daß Bruggelinck und sein Knecht auf dem Punkte standen, nach Haus zurück zu kehren, lief er schnell in ein andres Zimmer und kam mit zwei Pistolen zurück.

»Laßt sie jetzt nur kommen!« rief er. »Ich gebe zwei Napoleonsd'or an die Armen, wenn ich heute noch ein paar Menschen über'n Haufen schießen kann!«

Nachdem er Bruggelinck gefragt, ob er seine Aussagen vor Gericht wiederholen könne, begleitete er ihn bis auf die Straße, schloß die Kellerthür und dann auch die Hausthür.

Trotz ihres großen Reichthums waren die Standels über alle Maßen geizig und habsüchtig. Der Verlust einiger Silbersachen war ein schreckliches Unglück

für sie, welches ihr Herz mit nagendem Kummer erfüllte.

Als die beiden Gatten sich allein befanden, weinten sie nicht, aber beider Augen entschoß ein dunkler Blitz der Wuth: — sie verstanden einander deutlich. Der Geiz war nicht ihre einzige Untugend; Bosheit und Rachsucht beherrschten sie mit gleicher Gewalt. Da sie wähten, den zu kennen, der sie bestohlen, vergaßen sie ihren Verlust für den Augenblick, um sich ganz ihrem Durst nach Rache zu überlassen. Der Dieb, der scheinheilige, sollte gebrandmarkt, gehangen, gerädert, durchstochen werden, und wenn sie selbst darüber verarmen und wenn sie Schelme bezahlen sollten, um ihn heimlich zu ermorden. Wenn sie ihn auch nicht vor Gericht überzeugen könnten, das thue nichts zur Sache, meinten sie; sie waren überzeugt, daß ihre Vermuthung gegründet sei, und sie wollten sich rächen und wenn sich die ganze Welt dagegen erhebe.

So fluchte und schimpfte Herr Standel immer fort, indeß er mit den Pistolen hin und her fuhr. Seine Frau sprach in demselben Tone, bis sie des Rasens müde, mit mehr Ruhe, obwohl mit nicht minderm Zorn, anfangen zu überlegen, welche Mittel sie ergreifen sollten, um unwidersprechlich zu beweisen, daß kein anderer, als Lambrecht Hensmans sie bestohlen habe.

Ob diese Mittel rechtliche waren, darum kümmerten sie sich nicht, wenn sie ihnen nur die Hoffnung gaben, ihr gestohlen Gut wieder zu bekommen und den Dieb aufs Schaffot zu bringen.

VI,

Mit Tagesanbruch verließ Frau Standel ihre Wohnung. Nach einer halben Stunde kam sie mit zwei alten Frauen zurück und führte diese in das Stübchen zu ihrem Manne. Dieser öffnete die Thür eines andern Zimmers, welches daran stieß, und nachdem er die Frauen hatte herein treten lassen, sprach er zu ihnen:

»Seht, ihr bleibt hier hinter der Thür stehn; ich werde sie nur anlehnen. Der Dieb wird bald kommen. Horcht dann aufmerksam auf Alles und behaltet wohl, was er sagen wird; denn ihr müßt darüber vor Gericht zeugen. Aber versteckt euch gut, damit er euch nicht sehe, sonst bekennt er nichts.«

Die beiden Alten versprachen ihm, zu thun, wie er wünsche; zu größerer Sicherheit blieb aber Frau Standel mit ihnen hinter der Thür stehen.

Herr Standel ging inzwischen in dem Stübchen auf und ab. Er bebte sichtbar vor Zorn, oder Erwartung; eine glühende Röthe überzog seine Stirn jedes mal, wenn er auf die Uhr sah. Die verhängnißvolle Stunde nahte, denn seine Aufregung wurde immer heftiger und er horchte mit zunehmender Aufmerksamkeit, ob

sich kein Geräusch an der Hausthür hören lasse.

In einer Ecke des Stübchens blieb er einen Augenblick stehen, das Gesicht der Wand zugekehrt, und fuhr mit der Hand in die innere Brusttasche seines Rockes. Er zog eine Pistole heraus, spannte mit grimmigem Lächeln den Hahn und murmelte einige unverständliche Verwünschungen. — Da zuckte er plötzlich zusammen und steckte schnell die Pistole ein; es hatte geklingelt und zweifelsohne nahte der Erwartete.

Frau Standel öffnete und kehrte dann eilig zu den andern Frauen zurück.

Lambrecht Hensmans, der kam, um in seiner Anstreicherarbeit am Giebel fortzufahren, ahnte nicht, welch ein teuflisches Complot hier gegen ihn geschmiedet war; er trat ohne Argwohn in den Hausgang, stieß die Thür des Stübchens auf und wollte sich eben bücken, um seine Farbentöpfe zu nehmen; aber das flammende Auge Standels überraschte ihn in dem Augenblicke so sehr, daß er sich wieder aufrichtete und halb verstummt und mit fragendem Blicke stehen blieb. Standel ließ ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken; er sprang polternd auf ihn zu, faßte ihn am Kragen und riß ihn weiter in das Kämmerchen, während er dem armen Erschrockenen

mit verbissener Wuth zurief:

»Ihr schändlicher, verfluchter Schurke! Wollt ihr jetzt schnell bekennen, daß ihr heute Nacht hier ins Haus eingebrochen habt? Und ihr bringt uns die Sachen zurück, Spitzbube, oder ich liefere euch augenblicklich in die Hände der Gensdarmen!«

Lambrecht Hensmans war durch das heftige Rütteln und schütteln und die barschen Worte ganz betäubt; doch antwortete er bebend:

»Ich hätte in eurem Hause eingebrochen? Ach Gott, Herr, laßt mich gehen, ich weiß von nichts.«

»Ah, ihr wißt von nichts, Scheinheiliger?« schrie Herr Standel wüthend. »Ihr wißt von nichts? das wollen wir doch sehen.«

Mit diesen Worten zog er die gespannte Pistole aus der Tasche, setzte sie mit einer Hand auf die Brust des erschrockenen Arbeiters und hielt ihn mit der andern am Kragen fest, während er rief:

»Wollt ihr jetzt bekennen? Wollt ihr das gestohlene Gut wiederbringen oder nicht? Habt ihr es gethan oder nicht? schnell! schnell!«

Auf Lambrechts Hensmans' Gesicht verbreitete sich die Blässe des Todes; der Arme fürchtete in der That, seine letzte Stunde habe geschlagen und erschrak so sehr beim Anblick des Mordwerkzeugs, daß er die

Kraft nicht mehr besaß, es von seiner Brust abzuwehren.

Als Herr Standel seine Drohungen dann wiederholte, stammelte er:

»Ach ich sage ja nicht, daß ich es nicht gethan — ich will Alles wiederbringen, wenn ich es finden kann.«

Aber fester drückte Standel die Pistole auf seine Brust bei den Worten:

»Habt ihr's gethan, oder nicht? Bekennt! schnell, bekennt!«

Und der Unglückliche murmelte indeß seine letzten Kräfte ihn verließen:

»Ich hab's gethan.«

Kaum waren die verhängnißvollen Worte über seine Lippen gekommen, als Standel ihn in den Gang riß, ihn aus dem Hause warf und die Thür hinter ihm schloß.

Mit wankenden Schritten ging Lambrecht Hensmans gerade aus, bis er an eine Mauer stieß. Der ganz niedergeschmettete Arbeiter hatte alles

Bewußtsein verloren und fühlte sich kaum mehr lebend. Alles was er gehört hatte, was mit ihm geschehen war, ging ihm wirr im Kopfe herum. Einen Augenblick stand er wie versteinert an der Mauer; langsam schwand der Nebel von seinem Geist; je mehr er sich sammeln konnte, um so mehr beklemmte ein schmerzliches Gefühl tiefer Scham ihm die Brust und um so tiefer schaute er in den Abgrund der Schande.

Wie arm und dürftig er auch war, so schnitt doch diese Schmach ihm tief in's Herz. Er ein Schurke! Er behandelt wie ein Hund, angeklagt als Dieb! — O unglücklicher Vater! Er dachte in dem Augenblick seiner Kinder, seines edeln stolzen Sohnes — er dachte seiner tugendsamen Frau . . . Und er hielt beide Hände vor's Gesicht und fing an bitterlich zu weinen.

Vielleicht wäre er lang in dem Zustand geblieben, wenn nicht ein Vorübergehender ihn am Arme gefaßt und gefragt hätte: »Was fehlt euch Freund?«

Da trieb ihn die Scham von der Mauer weg. Er bekämpfte seinen Schmerz, beugte das Haupt tief und ging, ohne daß er gewagt hätte, das Auge aufzuschlagen, seiner Wohnung zu. Da sank er auf einen Stuhl nieder, zog seine beiden Kinder auf den Schooß und weinte heiße Thränen auf die Armen, die

mit ihm weinten, ohne zu wissen, welcher schrecklicher Schmerz ihn folterte.

Schluchzend und mit abgebrochenen Worten erzählte er seiner Frau, was ihm widerfahren; und auch sie, die gute Mutter erfüllte das Zimmer mit Klagen und Worten der Entrüstung. Sie sah nicht ein, daß ihrem Manne noch weiteres Unglück drohe; er war ja unschuldig und es genügte doch nicht, durch böse Menschen beschuldigt zu werden, um für einen Dieb zu gelten, wenn man sein ganzes Leben hindurch als ehrlicher Mann bekannt war. Nein man könne ihm nichts anhaben, meinte sie; die Gesetze seien so gut für Arme, wie für Reiche — wohl wäre die Schmach groß und schmerzlich, aber mit einem reinen Gewissen könne man darüber hinwegsehen und die ehrendiebischen Lästerungen verachten.

Das war der Sinn der Trostesworte, die Frau Hensmans ihrem Manne zusprach. Er fühlte in der That, daß derlei Gedanken seinen Schmerz linderten, aber sie hatten doch selbst zwei Stunden später noch nicht die Angst verscheuchen können, welche ihm die Brust beklemmte. — Es fehlte ein Anderer, um ihm Muth einzuflößen; nur sein Sohn Wilhelm konnte ihm rathen, was er zu thun habe, um die drohende Gefahr abzuwehren. In der Ueberzeugung sagte er zu seiner Frau, sie solle zu Klara gehen und diese bitten, ihre

Magd nach Willem's Schreibstube zu schicken und ihm sagen zu lassen, er solle doch auf der Stelle einmal nach Hause kommen.

Die Mutter hatte die Botschaft ausgerichtet und war eben zurückgekommen, als sie plötzlich ihren Mann todtenbleich werden sah. Zugleich sprang er mit einem lauten Schrei auf und lief die Treppe hinauf. Sie wußte nicht was das zu bedeuten habe und wollte ihm eben nacheilen, als eine schreckliche Erscheinung sie auf ihren Stuhl warf. Vier Gensdarmen mit zwei höhern Gerichtsdienern drangen in das Zimmer zum größten Schrecken von Therese und Ursula, die jammernd in eine Ecke neben dem Heerde flohen.

Die Gerichtsdienner frugen die ganz niedergeschmettete Frau zu wiederholten Malen, wo ihr Mann sei? Anfangs hörte sie das gar nicht; dann aber rief sie mit herzerreißender Stimme:

»Ach, ihr Herren, er ist unschuldig; er hat es nicht gethan; o nehmt ihn nicht mit, — um Gotteswillen! Ach er stirbt darüber!«

Und sie warf sich auf die Knie nieder vor dem, der den andern zu befehlen schien um in ihrer

Gutmüthigkeit von ihm die Freiheit ihres Mannes zu erflehen; da aber tönte auf der Treppe ein lauter Schrei der Verzweiflung.

Die Gerichtsdienner ließen die Frau stehen und eilten hinauf. Der ganz irr gewordene Arbeiter bot gewiß einen gewaltigen Widerstand, denn man hörte die Säbel der Gensdarmen auf dem Boden hin und her fahren und manches heftige Wort scholl dazwischen. Unterdeß hatte die unglückliche Frau die beiden Kinder auf den Schooß genommen und ihr Haupt zwischen ihnen verborgen. Die ganze Welt war auf ihre Brust gefallen; die Arme! sie hörte weder das Jammergeschrei ihrer Kinder, noch den Lärm oben; aber da rief ihr Mann sie mit so durchschneidendem Ton!

O, wie ihr das durch's Herz ging! Da erwachte sie. O wehe, da steht ihr Mann vor ihr, todtenbleich; die Arme sind ihm auf dem Rücken zusammengebunden und zwei Gensdarmen mit bloßen Schwertern stehen neben ihm!

Das alles sieht die ärmste Mutter; sie sinkt nieder, sie scheint die Kniee der Wächter umfassen zu wollen, — aber nein, sie steht auf, umarmt und küßt ihren Mann, läuft dann zum Kamin, erhebt da die Hände betend zu dem gekreuzigten Jesus und — stürzt

zusammen in die glühende Asche.

Einer der Gensdarmen zieht sie vom Feuer weg und ruft einer Frau von der Straße, daß sie ihr helfe. O diese Schmerzensscene dauert zu lange, aber man ist beschäftigt, das Haus zu untersuchen, und da man nichts entdecken kann, geht es nicht gar zu schnell.

Unterdeß erduldet der Gefangene die größten Qualen der Welt, ohne daß eine Klage, ein einziger Seufzer seiner Brust entsteigt. Er bückt sich und reicht gefühllos seine Wangen und seinen Mund den heißen Küssen der Kinder hin.

Vor ihm gähnt das Grab — seine Ehre ist hin — er ist für Alles todt!

Endlich kommen die Gerichtsdiener die Treppe herab und geben das Zeichen zum Weggehen. — seit einigen Augenblicken hatte Lambrecht Hensmans seine Kinder vergessen, um starr auf seine Frau hin zu schauen, die dort ohnmächtig im Arme der andern fremden Frau liegt. In dem ernstesten Augenblicke, wo er seine bescheidene Wohnung verlassen sollte, um in ein Gefängniß zu treten, blutete das Herz von Hensmans aus allen Wunden der verlornen Ehre und des Vatergefühls; er bittet flehend, sich noch einmal seiner Frau nähern zu dürfen, er drückt seinen Mund auf ihre bleifarbenen Lippen und sagt ihr ein dumpfes,

düsteres Lebewohl. Vielleicht wird's ihm jetzt leichter werden, denn reiche Thränen entströmen seinen Augen.

Thereschen und Ursula haben seine Beine umklammert und wollen ihn weder auf Bitten noch auf Drohungen loslassen; die Armen fühlen wohl, daß es für lange sein soll. Da macht einer der Gensdarmen ihre Aermchen mit Gewalt los und hält sie zurück, bis der Vater durch die Andern aus dem Hause weggeführt ist.

Vor der Thür und in der Straße steht eine große Menschenmenge in neugieriger Erwartung. Sie sprechen laut und heftig über die Ursache des Einschreitens der Gensdarmen. sobald sie aber Lambrecht Hensmans erscheinen sehen, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden und bitter weinend, da beklemmt das Mitleid ihre Brust; daran übrigens denkt Niemand, daß er unschuldig sein könne; alle, selbst seine Nachbarn und Freunde bedauern ihn wegen der Missethat, die er begangen hat. Es rufen wohl Einige zweifelnd: »Ist das möglich? Wer sollte das gedacht haben? Er hatte es doch nicht so nöthig!« Aber zugleich kommen Andere und erzählen den Diebstahl mit all seinen Umständen und auch, daß Hensmans die That bekannt hat. Daß man ihm dies Geständniß unter Todesdrohungen abgezwungen hat,

davon weiß keiner etwas, denn das hatten die beiden alten Frauen, welche die Neuigkeit herum gebracht hatten, nicht gesehen.

Wer könnte die tödtliche Scham schildern, die dem armen Arbeiter durch's Herz schnitt, als er, beim ersten Schritte auf die Straße alle diese Hunderte von Augen auf sich gerichtet sah! Er, dessen Leben so rein, so arbeitsam gewesen war, er sollte nun zwischen seinen Freunden und Nachbarn hindurch gehen, wie ein schandbeladener Galeerensklave! Die neugierigen Augen, aus denen nicht ein gläubiger Blick für seine Unschuld sprach, drückten ihm das Haupt auf die Brust nieder, und er blickte nicht eher auf, bis er die Menge und — Klara's Haus weit hinter sich hatte.

Still und traurig schritten der Gefangene und seine Führer durch die Bogaerdstraße hin, dem Zuchthause in der Klosterstraße zu, als plötzlich das Wort »Vater! Vater!« ertönte, und ein Jüngling die Gensdarmen zur Seite stieß, um dem Gefesselten um den Hals zu fallen.

Willem hatte auf die Nachricht, welche ihm die Magd Klara's gebracht, seine Arbeit verlassen, um schnell nach Hause zu eilen, nicht wenig bekümmert um die Ursache, warum sein Vater ihn zu so ungewöhnlicher Stunde rufen lasse, doch ohne zu

ahnen, was vorgefallen sei. schon von Weitem hatte er den Gebundenen kommen sehn, aber die Möglichkeit dessen, was er sah, lag ihm so fern, daß er seinen Vater erst erkannte, als derselbe ihm ganz nahe war. Da aber traf Willem auch ein unsäglicher schlag; alle seine Glieder spannten sich, einen Augenblick stand er da, zitternd vor Schmerz und Wuth, dann erst konnte er sich losreißen von der Stelle, an die der Schrecken ihn gefesselt, um sich mit offenen Armen an seines Vaters Brust zu werfen.

Da lag er nun an der treuen Brust, und stammelte unverständliche Worte, wie einer, der seiner sinne beraubt ist; wie auch Lambrecht Hensmans sich bemühte, ihn zu beruhigen, es half Alles nichts. Er hielt den Vater fest an sich, während seine Augen auf die Gensdarmen hin blitzten, und er mit knirschenden Zähnen sie herauszufordern schien, ihm den Gefangenen zu entreißen. Die Gerichtsdiener, welche aus dem Rufe:

»Vater! Vater!« erkannt hatten, wer der Jüngling war, hatten ihn Anfangs mitleidig gewähren lassen; jetzt aber wurde seine Haltung so drohend, und es strömte so viel Volks herzu, daß sie es für nöthig hielten, ihn zu entfernen. — Zwei Gensdarmen machten ihn mit Gewalt los, und schoben ihn zur Seite. Er wehrte sich wüthend gegen sie, obwohl sie

ihn aus Rücksicht auf seinen Schmerz mit aller möglichen Sanftmuth behandelten. Die andern Gerichtsdienere gingen inzwischen mit dem Gefangenen weiter.

Da bemerkte Willem, daß seines Vaters Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren. Der Anblick entriß ihm einen lauten Jammerschrei und verdoppelte seine Kräfte; er warf die Gensdarmen zur Seite, zog ein Messer, sprang zu seinem Vater hin, und zerschnitt die Stricke, ehe einer es hindern konnte; — doch eben so schnell hatten die Gensdarmen ihn wieder gefaßt, und ihm das Messer genommen. Auf Befehl des einen der Gerichtsdienere hielt man ihn dießmal ohne Schonung fest, und welche Kraft er auch hätte aufbieten mögen, unmöglich wäre er den Beiden entkommen. Welche ihn jetzt wie in eisernen Banden hielten. Aber die Gewalt war jetzt nicht mehr nöthig; denn der Jüngling schritt jetzt stolz erhobenen Hauptes hinter seinem Vater her. Er hatte gehört, daß er mit in's Zuchthaus geführt werden solle, und er lachte, der Unglückliche. Aber in dem Lächeln lag etwas wie eines sterbenden, oder eines Mörders, etwas Giftiges, was schauern machte. Sein Verstand schien gelitten zu haben, denn was er sagte und rief, glich eher den Reden eines Wahnsinnigen, als der Sprache des Gefühls oder der Vernunft. Einmal nur hatte sein

Vater sich nach ihm umgewandt, aber die blutrothen Augen Willem's bei der Todtenblässe seines Gesichtes hatten Lambrecht Hensmans erbeben machen, und nun wagte er selbst nicht mehr, seinen unglücklichen Sohn noch anzusehn.

Unter einem großen Zulauf der Menge kam man am Gefängnisse an. — Die Thür öffnete sich für Vater und Sohn, und schloß sich hinter ihnen, wie ein Grab.

Eine Zeitlang stand die Menge gaffend da; dann ging Jeder langsam seines Weges und die Klosterstraße gewann wieder ihr gewöhnliches Ansehen.

Die Thür des Zuchthauses öffnete sich abermals, und zwei Gensdarmen führten Willem heraus. Nachdem sie ihn einige Schritte weit gebracht, ließen sie ihn stehen, und verschwanden in der Predigerherrnstraße.

Erstaunt sah der Jüngling um sich her, wie wenn die Freiheit ihn betrübte. Er ging mit unsichern Schritten, und wankend wie ein Bewußtloser auf die Thür des Gefängnisses zu, aber die Schildwache stieß ihn barsch von da weg.

Da stand er denn und schaute verzweifelnd auf die schwarzen Mauern, hinter denen sein Vater jetzt auf den feuchten Boden des Kerkers unfruchtbare Thränen

säete. Schreckliche Gedanken von Menschenhaß und Mord zogen wie wilde Stürme durch sein Haupt, ohne daß er doch wußte, an wem er seines Vaters Unglück rächen solle. Nachdem er lange so dagestanden, traten auch die Bilder seiner Mutter und seiner Schwesterchen vor seine Seele; da wurde sein Schmerz ruhiger, wenn er auch nicht weniger tief blieb, und er verließ, einem sinnlosen gleich, in schnellem Lauf die Klosterstraße.

Sein Herr, der Notar, liebte ihn als einen fleißigen und gutherzigen Menschen. Diesem wollte er rasch sein Leiden klagen. Der Notar bedauerte ihn, bezeugte ihm sein Mitleid, und wehe, doch durchbohrten seine Worte des Armen Herz. Wie? Er wollte nicht an die völlige Unschuld seines Vaters glauben! Das Gericht werde darüber entscheiden, sagte er. Das traf Willem so sehr, daß er auch seinen Herrn zornig verließ, um zu seiner Mutter zu eilen. Unterwegs stieß er auf manche Bekannte und Freunde, die schon von Allem wußten, oder erst durch ihn davon hörten; doch überall, bei Jedem derselbe Zweifel. So sollte er denn die ganze Welt wegen ihrer Ungerechtigkeit hassen und verfluchen? — Vielleicht auch Klara? — Aber nein, — sein Herz sagte nein, — sein Vertrauen auf die Standhaftigkeit der Freundin wankte noch nicht.

Die Augen fast geschlossen vor Scham und mit

gesenktem Haupte nahte Willem seiner Wohnung. Unten fand er Niemand; die Einsamkeit und Stille des Grabes herrschte jetzt in dem Zimmer, in welchem noch gestern so frohe Worte zu dem geliebten Vater gesprochen wurden. — Oben hörte man seufzen und schluchzen.

Willem stieg bebend und mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf. Hatte vielleicht noch ein größeres Unglück ihn getroffen? O Himmel! seine Mutter! Der Schlag hatte sie getödtet . . .

In der That lag die arme Frau auf das Bett hingestreckt, zu dessen Haupte Klara weinend saß, Thereschen und Ursula auf ihrem Schooß.

»O Mutter, liebste Mutter!« rief Willem in äußerster Verzweiflung, während er auf das Bett zusprang. Die Frau öffnete die Augen und lächelte ihm sanft entgegen. Er ergriff ihre Hand, küßte sie glühend, legte sie an seine Stirn und weinte, an das Bett gelehnt, heiße Thränen auf die theuren Finger, bis sein Herz erleichtert war von dem tödtlichen Schmerz, der es erfüllte.

Karl Moerens an Willem Hensmans in Antwerpen.

Paris, den 29. Sept. 1812.

Unglücklicher, stets mir theurer Freund!

Ich beginne diesen Brief, ohne zu wissen, ob ich ihn vollenden werde. Meine Thränen strömen — und so geht es seit vier Tagen, wo ich immer meine Antwort anfangen wollte, aber es nicht vermochte. Ach, ich kann es nicht glauben! Dein Vater durch Gensdarmen aus dem Hause geholt? Des Einbruches und Diebstahls beschuldigt? Es ist unmöglich und, wehe, es ist doch so!

Armer Willem, hat Dich die Verzweiflung so sehr da— niedergedrückt, daß Du selbst an der Theilnahme Deines Busenfreundes zweifeln kannst? Warum schriebst Du mir jenen Brief, der mir so schweren Kummer aufs Herz wälzte? — Aber ich verzeihe ihn Dir, mein theurer Bruder. Wenn Alle Dich verlassen, wenn Alle dem Sohne des Angeklagten mißtrauen, hier, Willem, hier ist ein Herz, welches offen steht, den Ausbruch Deiner Leiden in sich aufzunehmen, welches seinen Theil an Deinem Schmerze fordert und Dich stets mit gleicher Wärme, mit gleicher Treue lieben wird. schon es nicht, es hat Deine Freuden getheilt und muß auch weinen, wenn das Deine trauert.

Du forderst Trost von mir, unglücklicher Freund? Vor zwei Tagen irrte ich auch hoffnungslos umher, den Blick in die Tiefe Deines Leidens gerichtet; ich auch wurde schamroth, wenn Bekannte mir begegneten, wie wenn mir eine unauslöschliche Schande widerfahren wäre — und in schlafloser Nacht näßten auch meine Wangen stille Thränen. Dein folternder Brief, dessen Worte alle glühen, hatte mich unendlich betrübt. Jetzt aber haben sich Hoffnung und ruhigeres Nachdenken zwischen meinen Schmerz und mich gestellt und ich lächelte heiter, als sie mir zuflüsterten, daß vielleicht Dein Vater jetzt schon wieder in Freiheit ist, oder es bald sein wird. Der Gedanke hat mich getröstet und muß auch Dich trösten, Willem. Die Unschuld Deines Vaters wird erkannt werden, das ist gewiß. Und wenn nun Jeder an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln scheint, dann fluche darum der Menschheit nicht, mein Freund. Du sollst sehn, sobald es kund wird, daß er unschuldig ist, daß man ihm Unrecht that, wird man ihm um so größere Achtung zutragen — wird man ihn einstimmig bedauern. Dann geht Euer Aller Leben wieder seinen gewohnten Gang und Du wirst von diesem Unglück zwar den Schmerz des Abschieds, aber auch die Freude des Wiedersehens in treuer Erinnerung bewahren . . .

Ach, Willem, wenn auch diese hoffnungsvollen Aussichten unfehlbar sich verwirklichen werden, dann kostet es mir dennoch Mühe, sie niederzuschreiben. Auch ich fühle eine unwiderstehliche Neigung, in dem Schmerze zu verharren, aber es ist doch nicht Recht von uns daß wir nicht einmal an Gott denken, der über den schuldlosen wacht, daß wir nur die graue Wolke am Horizont sehen wollen und nicht auch die sonne der Hoffnung, welche neben ihr scheint.

Von Deiner armen Mutter soll ich auch sprechen, nicht wahr? Ich fühle ganz, wie der Anblick ihrer Leiden Dein Herz zerreißen muß, aber, Willem, was Du fürchtest, das ist eitel. siehst Du denn nicht an Dir selbst, daß dieser harte schlag die Nerven Deiner Mutter für den Augenblick ganz abspannen mußte, und daß, wenn sie auch jetzt scheinbar so schmerz— und kummerlos und stille da sitzt, doch Nichts Dir ein Recht giebt, anzunehmen, daß dieser Zustand von Dauer sein könne. Uebertreibe doch auch Dein Unglück nicht durch so schreckliche und unnütze Angst.

Was ich geschrieben, das hat mich erleichtert. Ich fühle es tief, daß wir fehlen, wenn wir uns so der Verzweiflung in die Arme werfen. Denke doch gläubig und vertrauensvoll des Herrn, der droben über Deinem

unschuldigen Vater, Deiner gebeugten Mutter wacht; zweifle nicht an seiner Hilfe und sei im Voraus versichert, daß Dein Vater bald in Eure Arme zurückkehrt, rein von aller Schande, und doppelt geachtet und geehrt als das unglückliche Opfer eines Irrthums.

Für Klara habe ich zum Himmel gefleht; er segne den Engel, der den Balsam der Liebe in Deine Wunden gießt!

Leider muß ich schließen; es wird mir weh ums Herz, wie bei einem trüben Lebewohl. O Willem, wüßtest Du, wie ich unter Deinem Kummer leide! Küsse Deine Mutter und Deine Schwestern in meinem Namen und glaube und vertraue dem Worte Deines niedergeschlagenen Freundes

Karl.

VIII.

Willem Hensmans an Karl Moerens zu Paris.

Antwerpen, den 15. Januar 1813.

Guter und Getreuer!

Endlich! — Morgen wird das Schicksal meines Vaters entschieden! Morgen wird man erfahren, ob ich der Sohn eines nächtlichen Diebes oder eines braven Handwerkers bin! Morgen werde ich den befreiten Vater an die Brust drücken, oder dasselbe Urtheil verdammt ihn zum Schaffot und uns zur Schande!

Wie schrecklich, mein Freund! so vier ganze Monate lang am Thore der Hölle zu stehn, ohne zu wissen, ob man da drinnen ewig brennen wird, oder nicht! Das Herz klopft mir seit acht Tagen, wie wenn es brechen wollte — aber ich habe dennoch Muth. Lieber kämpfe ich diesen entscheidenden Streit gegen die lästernde Welt, als daß ich länger so langsam hoffen, so ewig am Tode der Ungewißheit liegen soll. sage man mir dann, daß mein Vater ein Dieb sei; binde man dann dieß reine Haupt an den Schandpfahl zum Spott der Menge; zerschmettere

man das Herz meiner Mutter, verdamme man meine unschuldigen Schwestern als die Kinder eines Bösewichtes, nur lasse man uns nicht länger begraben in dem bleiernen Todtenhemd des Zweifels. O du Morgen! du bringst vielleicht Tod und Schande und dennoch lache ich dir entgegen, du Tag der Barmherzigkeit; — denn wenn du uns auch nicht aus dem Abgrund der Ehrlosigkeit rettetest, dann giebst du uns doch den Gnadenschlag!

— —

O Gott, wie schwach ist der Mensch! Ich wähnte, ich könne nicht mehr zittern und, da entsinkt die Feder meiner Hand! Mein Muth ist Raserei und Verzweiflung! Du weißt nicht, guter Freund, daß die Standels sich als unsre Ankläger und Verfolger erklärt haben, daß die ehrenräuberischen Geizhälse zu ihren schätzen greifen, um den Richtern das härteste Urtheil zu entlocken. Sie sind als Parthei gegen meinen Vater aufgetreten; ein berühmter Brüssler Advokat wird den Beweis führen, daß Lambrecht Hensmans einen Diebstahl beging, während er seine nächtliche Ruhe einem heiligen Liebeswerke opferte. — O wie viel Koth und Gift steckt in der Menschennatur! Die Standels haben meinem Vater mit der Pistole auf der Brust das falsche Bekenntniß erpreßt. Ihr Gewissen sagt

ihnen, daß sie einen Mord damit begingen; sie auch denken an den schuldlosen Handwerker, der nun seit fünf Monaten im Kerker seufzt; — aber je mehr das Gewissen nagt, desto mehr bemühen sie sich dessen Stimme zum Schweigen zu bringen. Sie werden zehnmal mehr Silber hingeben, als ihnen gestohlen wurde, nur um sich selbst zu überzeugen, daß sie gut gehandelt haben. Und um diesen schlangen Genugthuung zu verschaffen, muß mein Vater, wie ein armes Lamm geopfert werden, meine Mutter sterben, sollen meine Schwesterchen . . .

O es giebt Augenblicke, in denen ich ein Riese sein möchte, der mit der Hand zur Sonne reichte. Mit welcher Wollust würde ich dann die Erde zerreißen, um dieß Natterngeschlecht, Menschen, unter ihren Trümmern zu begraben.

Vergieb, o guter Gott, Du, mein treuer Freund, vergieb einem Wahnsinnigen, der nicht weiß, was er denkt oder schreibt; o erinnere Dich nur, wie unbarmherzig er seit so langer Zeit auf dem Meere des Unglücks und des Zweifels umher geschleudert wird!

Meine Mutter erwacht aus ihrem Fieber. Bei ihr werde ich Erleichterung finden und dann vielleicht ruhiger fortfahren.

*

*

*

Meine Mutter fühlt sich wohler. Ihre Augen glänzen in schauriger Gluth — es ist vielleicht die Hoffnung, welche sie belebt, denn sie lächelt so seelig und so klar. — Ach sie ist so abgemagert, die Gute! Ihre Worte aber haben mich mehr beruhigt; ich habe mit ihr gebetet, ich fühle mich gestärkt gegen das schreckliche Gericht von Morgen.

Freund, ich habe wieder lang im stillen geweint. Da saß unser kleines Thereschen mit seinen rothgeweinten Aeulein und spielte in einer Ecke des Zimmers und sprach traurig zu seiner Puppe: sei nur still, lieb Loken, der Vater kommt morgen wieder und dann bekommst du ein schön neu Kleid! Ich weiß nicht, dieß unschuldige Spiel des Kindes betrübte mich nicht und doch brachen mir die Thränen aus den Augen — ich fühle es, Thränen thuen wohl. Ach du Himmel; meine kleinen Schwesterchen lägen gewiß auch schon krank zu Bette, wenn nicht ein Engel von Güte wie eine andere Mutter über ihnen wachte. Ich habe Dir doch schon geschrieben, daß die Aeltern Klara's ihr strenge verboten haben, nicht mehr mit mir zu sprechen. Sie hatten Recht daran. Die Freundschaft

des Sohnes eines Diebes sollte dieß heilige, jungfräuliche Bild nicht entweihen. Dieß Urtheil hatte ich schon über mich selbst gefällt und das Geheimniß meiner Liebe zu ihr in der tiefsten Tiefe meines Herzens verborgen. — Seitdem sehe ich Klara nicht mehr; sie läßt durch ihre Magd Acht geben, wann ich zu meiner Schreibstube gehe, und kaum bin ich an ihrer Wohnung vorbei, dann eilt sie auch schon zu meiner Mutter. Da sitzt sie ganze Tage hindurch am Bett der armen Kranken und sorgt für sie und tröstet sie wie eine zärtliche Tochter. Sie wäscht die Kleider meiner Schwesterchen und hält die armen Schäfchen rein und sauber. Ach und Du solltest sehn, wie die lieben Unschuldigen so froh und glücklich sind, wenn die gute Klara erscheint. Wenn ich nach Hause komme, ist sie verschwunden.

Schon mehr als einmal trieb mich ein böser Geist, unerwartet nach Hause zurück zu kehren — dann würde ich sie sehen und könnte ihr danken. Aber nein, Gott nehme die Versuchung von mir! sollte ich so den Engel der Barmherzigkeit überraschen, der aus dem Himmel der Liebe niedersteigt, um meine Mutter zu trösten? O nein, nicht wahr, Freund, das darf ich nicht! Edle Klara, sie liebt doch noch immer die Mutter Willem's und vielleicht . . .

Vater, Vater, vergieb mir die Hoffnung! Karl, habe Mitleid mit Deinem armen, trostlosen Freunde; sein Kopf ist schwer, seine Sinne sind wirr. So irrt er zwischen Hoffnung und Verzweiflung, schreibt Dir sonder Zweck und ohne Bewußtsein. Morgen also, Morgen! Ein guter Advokat wird meinen Vater vertheidigen; er ist jung und edelgesinnt. Du kennst ihn auch; als wir zuerst zur Schule gingen bei Meister Van de Velde, da war er der Erste. — Schenke Gott ihm die Gabe der größten Beredsamkeit. Du auch wirst diesen Abend knien Karl, nicht wahr? Du wirst mit uns Deine Hände zu dem Richter aller Richter erheben, und für meinen Vater beten . . .

Doch was sage ich: wenn Du diesen Brief empfängst, dann ist schon Alles entschieden — o Gott, könnte ich die Unschuld meines Vaters vor den Augen der ganzen Welt verkünden hören! Karl, mein Jubelschrei würde in Deinem Herzen wiederhallen, und Deine Seele würde Dir sagen: Er ist frei!

Er ist frei! Welch' schöne Worte! Ich lache, ich Unseliger! Unseliger? Vielleicht!

Lebewohl! Ich weine Thränen der
Hoffnung. Bis Morgen!

Willem.

IX.

An diesem Tage hatte sich die scharfe Wintersonne lächelnd erhoben — sie glänzt dort drüben wohl tief am Horizont, aber doch lief sie heiter die reinblaue Bahn.

So hell und heiter war es auch in der Seele von Willem geworden; wenn er jetzt noch vor Ungeduld zitterte, dann war es nicht, weil er den Kampf gegen die lästernde Welt beginnen wollte, wie er dem Freunde geschrieben; im Gegentheil, er war jetzt innig überzeugt, daß sein Vater binnen wenigen Stunden Ehre und Freiheit zurück haben werde — und der unglückliche Jüngling gab sich mit kindischer Freude dieser Gewißheit hin.

Man thäte Unrecht, wenn man über diese plötzliche Verwandlung seiner Stimmung erstaunen wollte. Er war jung, hatte eine reiche Phantasie, und die ganze Kraft eines edeln, doch schnell aufwallenden Herzens, und so konnte wohl die Furcht vor der Schande, und das Unglück seines Vaters ihm das Blut schneller durch die Adern jagen, und alle seine Leidenschaften wecken; doch sein Herz stand jeglichem andern Eindruck eben so offen, denn es lag ein Schatz von

Güte, Dankbarkeit und Lebensfreude darin verborgen.

Am Abend zuvor, wo er in einer düstern Ecke des Stübchens saß, und seit einer Stunde mit starrem Auge vor sich hingeschaut, hatte Klara neben ihm gesessen, und seine Hand mit leisem Druck in die ihrige gelegt. Aus ihrem süßen Munde erklangen nach langer Zeit wieder Worte himmlischen Trostes, die wie Perlen der Liebe und Hoffnung in dem Herzen des Jünglings sich häuften.

Wenn zwei Harfen neben einander stehen, und einer derselben ein Ton entlockt wird, dann klingt die gleichstimmige Saite der andern Harfe von selbst, und stimmt augenblicklich ein den Schwesterton. So geht es auch mit zwei harmonisch gestimmten Menschenherzen.

Willem hatte lange und schweigend auf Klara's Stimme gehorcht; nicht weil er ihren Worten Aufmerksamkeit schenkte oder deren Sinn folgte, nein, darum gewiß nicht; aber es war ihm, als ob er einem entzückenden Gesange zuhorchte, als ob er die zweite Harfe gewesen wäre, welche jeden Ton der Stimme der Freundin empfing und wiedergab. Am Schlusse dieses träumerischen Seelengesanges hatten Willem und Klara einen tiefen Blick einander zugeworfen, und wenn auch stille Thränen über Beider

Wangen liefen, dann schimmerte doch ein Lächeln der Hoffnung durch sie hindurch.

So saßen sie noch da, als der Advokat, der die Unschuld von Lambrecht Hensmans vertheidigen sollte, anklopfte, um noch einmal mit Willem über seine Vertheidigung zu sprechen. Er las ihm selbst einen Theil der Rede vor, aus der Wärme und tiefe Ueberzeugung sprachen. Während er las, hing Willem sich selbst vergessend an den beredten Lippen dessen, der seinen unschuldigen Vater retten und rächen sollte; der Arme bebte, lachte, weinte, bis der Advokat seine Rede mit einer rührenden Zusprache an die Geschwornen schloß. Dann stürzte Willem an seinen Hals unter tausend Danksagungen, und lief springend und tanzend in dem Zimmer umher und rief: »Der Vater ist frei! Der Vater ist frei!« Er küßte seine Mutter, schwang sein Schwesterchen jubelnd in die Höhe, und war kaum zu beruhigen, obgleich sich der Advokat viele Mühe gab, ihm begreiflich zu machen, daß jetzt wohl die größte Hoffnung da sei, man aber bei Weitem noch nicht versichert sein könne über den Ausgang, weil man nicht wisse, welche Gründe die Gegenparthei vorbringen werde. Das half aber alles nichts; Willem hoffte, und er konnte durchaus nicht begreifen, wie Jemand in der Welt einer solchen Vertheidigung widerstehen könne; das vermöchten ja

selbst die Standels nicht!

Klara, welche des Französischen nicht sehr mächtig war, hatte wenig von dem Gelesenen verstanden; da sie aber aus des Advokaten Zügen und dem Tone seiner hellen schönen Stimme auf den Gang seiner Gefühle schloß, so war auch in ihr eine hoffnungsvolle Ueberzeugung aufgegangen, und auch sie war fröhlich und heiter.

Sobald der Advokat sich entfernt hatte, setzten sich Willem und Klara neben das Bett der Mutter, und da wiederholte der Jüngling die ganze Vertheidigungsrede in flämischer Sprache. So nahte der Abend. Klara wurde von ihrer Magd nach Hause geholt; Willem ruhte auf einem Stuhl zu Häupten des Krankenbettes seiner Mutter, und träumte wachend von einer schönen und frohen Zukunft. — Schlaflose, doch selige Nacht! —

* *
*

Jetzt ist es fast Mittag. Vor dem Justizgebäude stehen große Haufen Volks, welche auf den Ausgang eines wichtigen Prozesses gespannt sind, welcher bald entschieden sein wird. Der Gerichtssaal ist ganz gedrängt voll Menschen, die horchen, und doch kein

Wort von Allem verstehn, was man da verhandelt, denn man spricht da in einer fremden Sprache; es ist der französische Tyrann, der hier über die Missethaten eines überwundenen Volkes Recht spricht.

Auf der Bank der Angeklagten sitzt der Beschuldigte; es ist ein Bürger, ein Handwerker. Er senkt das Haupt tief, seine grauen Haare hangen ihm über die Augen und schirmen ihn halb vor den Blicken der Menge, während die tiefste Scham seine Brust durchwühlt. O, das ist gewiß schmerzlich!

Unglücklicher! Man hat dich auf den Grund einer willkürlichen Beschuldigung aus deinem Hause gerissen, dich gebunden durch die Straßen geführt; fünf Monate hindurch hast du im Kerker das Brod der Missethäter mit deinen Thränen genetzt; nun schleppt man dich auf die Bank, auf der auch Mörder saßen; man wird urtheilen, ob du ein nächtlicher Dieb bist; ob du deiner sterbenden Frau, deinen armen Kindern zurückgegeben werden sollst, oder ob das Schaffot dich mit eisernem Halsbände umfassen, ob der Henker den ewigen Fluch der Gesellschaft in dein Fleisch brennen soll — ja, jawohl, über all' dieß wird man urtheilen; man beschuldigt dich . . . und du, Sklave, du Sohn eines unterdrückten Geschlechtes, du weiß nicht, was die dort Alle über dich sagen, du verstehst die Sprache deiner Richter nicht. O, wie unendlich

mußt du leiden, Lambrecht Hensmans! Und wüßtest du Alles, du Unseliger! O du würdest deine Arme zu Gott erheben, und um Rache flehen über diese grausam spottende Gerechtigkeit! Dort sitzen sie, die geschworen haben, über dich nach der Eingebung und Ueberzeugung ihres Gewissens zu urtheilen; unter ihnen sind Manche, die nur halb verstanden, was gesprochen wurde; und doch sollen auch sie urtheilen, und sie werden urtheilen, denn sie wagen es nicht zu bekennen, daß sie der Sprache der Unterdrücker nicht mächtig sind; der Hochmuth, die Habsucht lassen sie ein so unverschämtes, ein so fürchterliches Spiel treiben mit der Ehre, dem Leben und dem Blute ihrer Landsleute! — Gott verzeihe ihnen diese Ruchlosigkeit, sie wissen nicht, was sie thun!

Und du, armer Willem, der du zwischen dem neugierigen Volke an die Mauer gelehnt stehst, du verstehst das Französische, du hörst, wie man deinen Vater jetzt beschuldigt, dann vertheidigt. Es geht gut, nicht wahr? Dein Haupt ist erhoben, dein Blick ist stolz; der junge Advokat hat sein Bestes gethan im Kampfe mit dem seinen Redner aus Brüssel, er hat ihn fast überwunden. Das Zeugniß so vieler Nachbarn und Freunde, die alle erklärten, daß dein Vater ein Muster der Ehrlichkeit sei, — dieß Alles hat dich mit Hoffnung und stolz erfüllt. Jetzt naht der Prozeß

seinem Ende. Fasse Muth! Horch, der Präsident fragt deinen Vater, ob er nichts mehr hinzuzufügen habe. Es ist wahr, dein Vater hat nichts von Allem verstanden, aber dennoch bleibt er ruhig bei diesem blutigen Spott! Hoffe denn Lieber! —

Da gehen die Geschwornen in's Berathungszimmer.

Zittere nicht so, es ist gleich zu Ende, und triumphierend führst du deinen Vater nach Hause zurück.

Horch, da kehren die Geschwornen zurück!

Wehe, wehe dir! Möchte dein Jammerschrei ein Todesschrei sein! Möchtest du dich nie wieder erheben von deinem Sturze!

Schuldig? Fünf Jahre Zwangsarbeit? Schaffot und Brandmark?

Ja! Gott im Himmel, ja!

X.

Gegen drei Uhr Nachmittags lief ein junges Mädchen mit heftigen Schritten in einem obern Zimmer eines Hauses unweit Hensmans' Wohnung auf und ab. Reiche Thränen rollten über ihre Wangen und murrende Worte des Aergers oder der Ungeduld entschlüpften ihrem Munde. Sie setzte sich, stand wieder auf, näherte sich dem Fenster oder horchte an der Thür. Mehr als einmal hatte sie versucht, mit der Scheere, die an ihrem Gürtel hing, das Schloß der Thür aufzubrechen, doch jedes mal sank sie nach fruchtloser Anstrengung unwillig wieder auf ihren Stuhl zurück.

Sie saß jetzt während einiger Zeit wie gefühllos da, und dachte wohl an schmerzliche Dinge; da hörte sie plötzlich das Schloß knarren, und sie sprang mit einem Freudenschrei auf die Thür zu, um das Zimmer zu verlassen. Eine schon bejahrte Frau aber hielt sie mit sanfter Gewalt zurück, trat ein, und schloß die Thür von innen. Dann faßte sie die Betrübte an der Hand, und führte sie mit mitleidigen Worten zum Fenster, wo beide sich nebeneinander niedersetzten. Die Frau sprach zu ihr:

»Aber Klara, lieb Kind, höre doch, was deine Mutter dir sagt. Du willst nun durchaus wieder zu Willem Hensmans, und sitztest so betrübt da und weinst; aber bedenke doch selbst, das kann ja unmöglich mehr gehen, nicht wahr? du würdest ja dich selbst und uns in Schande bringen, Kind!«

»Und ich gehe dennoch, Mutter,« antwortete das Mädchen fest entschlossen. »Ich gehe doch!«

»Aber Kind,« sprach die Frau, »wie kannst du nun so sein! so lange Hensmans nur beschuldigt war, habe ich dich stets gegen deinen Vater vertheidigt und dir zugestanden, Willem's Mutter zu verpflegen; aber jetzt würde ja die ganze Welt von Schande sprechen, wenn du den Fuß noch über die Schwelle setztest. Jedermann weiß, daß du mit Willem ein Liebesverständniß hast und das haben wir auch vor Niemand verborgen gehalten. Ob nun Lambrecht Hensmans unschuldig ist, oder nicht, das Gericht hat ihn einmal verurtheilt. Was würden die Leute wohl sagen, wenn wir zuließen, daß unser einzig Kind noch ferner mit dem Sohn eines Diebes, der gefangen sitzt, Bekanntschaft hätte? Ei, Kind, da stürbe ich ja vor Scham!«

»Die Leute mögen sagen was sie wollen,« fiel Klara ihrer Mutter in die Rede. »Als Willem noch glücklich

war und die Aussicht hatte, einmal Notar und reich zu werden, da war Alles gut; da liebt ihr und der Vater mich zu Hensmans gehn, so oft ich wollte, — und nun, wo er unglücklich ist, wo Jedermann ihn verläßt, nun soll ich ihn nicht einmal mehr grüßen dürfen, als ob ich ihn auch verachte? Ach, Mutter, Willem lebt doch nicht lange mehr, der Arme, — und wenn auch die ganze Welt gegen ihn aufstände, dann verlasse ich ihn doch nicht, — und bei seinem Sterbebette kann ich auch allein stehen, aber ich stehe gewiß da. Und wenn seine Mutter auch stirbt, dann werde ich Mutterstelle vertreten bei Thereschen und Ursula — und seht Mutter, wenn ihr mich zwingen wollt, dann gehe ich in die Kirche und gelobe am Altar auf meinen Knieen, nie einen andern Mann zu heirathen, als ihn.«

Die Mutter bebte und fing an bitterlich zu weinen. Sie wußte nicht, die gute Frau, ob sie ihr Kind bewundern, oder wegen seines Eigensinnes tadeln sollte. Nach einigen Augenblicken sprach sie mit gedämpfter Stimme:

»Klara, denke doch an deinen Vater. Denke einmal, wie er seit fünfundzwanzig Jahren von Morgens bis Abends wie ein Sklave gearbeitet hat; er hat nur ein Kind und das bist du, liebe Klara. Jetzt wird er alt; sein Haar ist grau vor Sorgen. Das Alles hat er für

dich gethan. Und jetzt, wo seine alten Tage kommen und er von dem Er—sparten in Frieden leben könnte, überzeugt, daß das Schicksal seines Kindes auf Erden gesichert ist, nun sollte seine einzige Tochter den Sohn eines Diebes lieben? Den Sohn von einem, der gebrandmarkt werden soll? — Ach Gott, dann lebte dein Vater kein Jahr mehr! Könnte er dann noch in ein Wirthshaus treten, in welchem nicht Jeder ihm von der Schande seiner Tochter spräche? Ei, Kind, er dürfte ja kaum noch wagen zur Kirche zu gehn!«

»Aber, Mutter,« rief das erschrockene Mädchen; »wer spricht denn von Freien und Lieben? Oder meint ihr, daß Willem und ich an solche Dinge denken an dem Tage, wo sein Vater zum Schaffot verurtheilt wurde? Daran haben wir ja in unserm ganzen Leben nicht gedacht. Nein, das ist die Ursache nicht, Mutter. Aber denkt einmal, nun liegt Willem vielleicht ohnmächtig neben dem Bette seiner sterbenden Mutter; Thereschen und Ursula weinen, daß ihre Herzchen fast brechen, ach Gott; — und während der Tod bereit steht, zwei Opfer zu holen, ist Niemand da, der retten, der trösten könnte. Und ich, die von ihnen so geliebt wurde, daß ihnen der Boden zu hart schien, auf dem ich ging, ich sollte sie so sterben lassen, weil sie unglücklich sind? Ich sollte sie verlassen und verachten? Nein, nein! — Und doch, seht einmal

Mutter, ich wäre doch vielleicht nöthig da, um Willem ein Messer aus der Hand zu reißen — ihr kennt ihn nicht!«

Die alte Frau betrachtete ihre Tochter erschrocken und frug bebend:

»Was? Was sagst du da, Klara?«

Und reichlicher strömten die Thränen des Mädchens; sie umarmte und küßte ihre Mutter in höchster Aufregung und flehte sie unter Küssen:

»O liebe Mutter, laßt mich gehen! Um Gottes Willen, laßt mich gehen! Ihr habt ihn doch auch gern gehabt, den armen Willem, ihr habt doch auch Mitleid mit der armen Frau Hensmans und ihren unschuldigen Schäfchen! Ach laßt mich, laßt mich gehen! Zum letztenmal, Mutter, liebe Mutter! Ich komme zurück, ehe der Vater wiederkehrt; — ich segne euch mein ganz Leben lang dafür.«

Und sie warf sich von Neuem an der Mutter Hals und weinte, das Haupt an ihre Brust drückend. Bald erlag die schwache und liebevolle Frau den Bitten ihrer Tochter und dem innigen Mitleiden mit der unglücklichen Familie von Hensmans. Sie küßte Klara auf die Stirn und sagte sanft und zärtlich:

»Wie wird dein Vater so böse werden, Klara, wenn er das erfährt! Aber es ist auch zum Letztenmal, nicht

wahr, Kind? Das werde ich ihm sagen. Und bleibe nicht länger als eine halbe Stunde! Gott wird es dir verzeihen, weil du ein so gutes Herz hast . . . «

Die gute Frau öffnete die Thür und sprach noch, als Klara schon unten war und mit schnellen Schritten nach Hensmans' Wohnung lief.

XI.

Willem Hensmans an Karl Moerens zu Paris.

Antwerpen den 16. Januar 1813.

Um Mitternacht.

Alles ist entschieden, mein Guter und Getreuer. Die Richter haben ihr Urtheil gefällt: Mein Vater ist ein Dieb! Fünf Jahre Zwangsarbeit und ein Brandmark! Ein Brandmark!

Karl, ich bin zerschmettert, dieser Tag hat mich aufgerieben, alle Saiten des Gefühls sind in meinem Herzen zerrissen. O ich habe wohl aus der tiefen Wunde geblutet, aber jetzt ist sie geschlossen; da drinnen ist alles öd und leer. Wirst Du es glauben, Freund? Ich habe heute nicht eine einzige Thräne geweint, obschon Schande, Tod und Schmerz mich umringen. — Vielleicht bin ich auch ein Ungeheuer geworden. — Dort liegt meine Mutter brechenden Auges im Todeskampf: der Priester kam eben und brachte ihr die heilige Wegzehrung; die Wachlichter glimmen schauerlich in der dunklen Kammer, zwei Frauen knieen betend am Bett; — und ich — ich stehe da inmitten eines Grabes, die

Arme über die Brust gekreuzt und starre gefühllos auf das bleiche Gesicht meiner Mutter hin und ich lächle, weil Gott sie aus der Schande zu sich gerufen hat. Könnte ich doch auch sterben, Freund! Möchten doch Alle, welche den Namen Hensmans tragen, in dieser Nacht zum ewigen schlafe des Todes entschlummern! . . .

Doch nein, dies ist ein böser Wunsch, nicht wahr? ich habe Unrecht, noch ferner auf mein auffahrend Gemüth zu horchen, ich der ich zu ewiger Schande und zu ewigem Elend verdammt bin. Es ist besser, alle meine früheren Gedanken und Gefühle zu vergessen und mich demüthig vor dem zu beugen, der uns geschlagen hat. — Klara sagte mir das, und ich werde es thun.

Ich hatte Dir einen Brief geschrieben, ehe der Engel kam, einen Brief voll Galle und Bitterkeit gegen die Welt und vielleicht lästerte ich auf dem glühenden Blatte selbst Gott — da aber kam sie und fand noch in der Tiefe ihres Herzens Balsam, um unsere Schmerzen zu lindern. Gesegnet sei sie dafür! Weißt Du was sie gethan, um uns einen letzten Trost zu bringen? sie hat sich gegen ihre Eltern erhoben! Ihr Vater war darüber sehr erbittert, und beschloß, sie in das wallonische Gebiet in eine Erziehungsanstalt zu schicken. Wundre Dich nicht

über meine Kälte, Freund. Ihre Entfernung ist ein Glück für mich, und sie freut mich, obschon Klara vielleicht darunter leiden wird. Ihr Vater hat Recht: zwischen mir und ihr ist ein Abgrund ewiger Schande gegraben und über diesen hinwegschreiten darf sie nicht. Es genügt mir zu wissen, daß sie wenigstens von meines Vaters Unschuld überzeugt ist und mich nicht verachtet . . . Ich fühle wohl, daß ich sie noch liebe, daß ich für sie durch die Flammen der Hölle ginge, wenn es mir gegönnt wäre, ihr dies Zeichen meiner Liebe zu geben; aber mit mir ist es zu Ende; ich habe kein Recht mehr zu lieben, ein Wunsch von mir ist ansteckend, verunreinigend. Es sei so! Nur in meinem Gebet, nur zu Gott werde ich von ihr sprechen, daß der sie segne; sie erinnere sich mitunter unserer Kindheit, sie weine eine Thräne über das Loos meines armen Vaters — und weiter nichts — nichts mehr.

Ich fühle tief, daß mehr Trost liegt in der Unterwerfung unter das unerbittliche Geschick, als im Kampfe gegen dasselbe; ich habe mein Haupt gebeugt, wie tief, das will ich nicht messen.

Oft tritt das Bild meines Vaters vor meine Augen, oft führt mich ein Traum in sein Gefängniß. Dann zittre ich, dann rollt das Blut mir heiß durch die gespannten Adern, meine Zähne knirschen und ich

jammere im Innersten meiner Seele, denn die Schlange tief gefühlter Ohnmacht beißt mir dann grausam in's Herz. — Aber das ist nur vorübergehend und nur flüchtige Empfindung. Ich werde bald wieder ruhiger und denke an das, was Klara mir gesagt. — Vielleicht ist auch noch Hoffnung: wir wollen Appellation einlegen beim Cassationshofe. Wenn das mißlingt, dann sind wir blutarm, aber was liegt daran, o Himmel! was liegt uns daran, die wir uns gern alle Finger abhauen ließen, wenn wir damit nur das schreckliche Brandmark abkaufen könnten. Du letzter Rettungsbalken, wirst auch du uns entrissen werden?

Ich höre meine Mutter seufzen. Vielleicht ist's ihr letzter Seufzer! O Gott, sie öffnet ihre Augen! Ich gehe, an ihrem Bette nieder zu knien und für sie zu Gott zu beten.

*

*

*

Die Nacht war gut. Meine Mutter stirbt nicht; sie konnte mich schon umarmen; aber sie so mager und so schwach, daß sie ihre Augen nicht offen halten kann. Thereschen und Ursula sitzen an ihrem Bette

auf Stühlen und lachen vor Freude und sind doch so ganz still dabei. Sie werden später erst erfahren, was es sagen will ein Diebskind zu heißen; sie sind jetzt glücklich, daß die Mutter die Augen wieder öffnete.

Karl, ich las diesen Brief und lese ihn wieder und ich finde, daß ich Dir noch Nichts darin gesagt habe. Vergieb mir, daß ich so gedankenlos bin, ich muß ihn jetzt schon wieder unterbrechen; der Notar läßt mich rufen. Ich weiß nicht, was er mir zu sagen hat. Wahrscheinlich harret unserer ein neues Unglück.

* * *

Karl, ich war bei dem Notar. Was er mir sagte, erfüllte mein Herz mit Dankbarkeit und dennoch quälten mich Anfangs seine Worte fast zu Tode. Ich darf nicht mehr zu ihm kommen: der Sohn eines verurtheilten nächtlichen Diebes darf nicht in einem Amte sein, welches ganz auf dem Vertrauen des Publikums fußt; meine Gegenwart würde meinem Herrn nur schaden und außerdem haben die Standels ihm die Verwaltung ihrer Angelegenheiten übertragen und sie sind reich und mächtig. Alles dieß vertraute er mir mit väterlicher Güte und ich

sah ein, daß er Recht hatte. Dennoch ist es ein gallenbitterer Trunk für mich, denken zu müssen, daß ich fortan von Allen so verstoßen sein werde, daß ich alle meine frühern Freunde und Genossen so fliehen muß. Ich will nicht mehr daran denken, Karl; ich habe zu viel Kraft und Muth nöthig, um für meine Mutter und meine Schwestern zu sorgen; die Sendung werde ich gewissenhaft erfüllen; vielleicht finde ich Trost und Gnade darin.

Als der Notar mir alle Gründe auseinandergesetzt hatte, warum ich nicht mehr bei ihm erscheinen dürfe, faßte er meine Hand und sprach:

Willem, dein Vater mag schuldig sein, oder nicht, ich habe Mitleid mit dir. Du verdienst ein besseres Loos. Ich sehe ein, welch ein schreckliches Unglück es für dich wäre, wenn ich dir die Mittel raubte, deine Mutter und deine kleinen Schwesterchen zu ernähren; das will ich aber nicht. Bleibe zu Hause und arbeite da für mich; ich werde dir Akten zum Abschreiben geben, oder auch andere Arbeit, welche ich für dich habe. In jedem Falle bezahle ich dir deinen Gehalt, wie bis heran. Du kannst ihn wohl verdienen und siehe, es ist auch zugleich besser für dich, denn dann kannst du stets um deine kranke Mutter sein. Ist dieß gut so?

Statt aller Antwort küßte ich die Hand meines guten Herrn und weinte Thränen der Dankbarkeit. Ach das hat mir wohlgethan und ich fühle, daß mir noch Muth übrig bleibt. Und nun trauere nicht länger über mein Unglück, guter Karl. Du siehst ich leide mit Geduld und Unterwerfung. Gott wollte es so und ich beuge mich demüthig unter seine allmächtige Hand. — Aus dem Abgrund meiner Schmerzen, der Erniedrigung und der Schande rufe ich noch zu ihm: Gepriesen seist du, o Herr, daß du mir auf Erden eine Geliebte, wie Klara, einen Freund, wie Karl, und einen Wohlthäter, gleich meinem Herrn gelassen hast!

Und bleibt uns nicht eine letzte Hoffnung? Der Cassationshof wird vielleicht das Urtheil aufheben — andere Richter werden vielleicht die Unschuld meines Vaters an— erkennen, und dann wird er noch frei und kommt weder in Schande noch in's Gefängniß. Ach Karl, bete und hoffe mit uns!

Dein Freund

Willem.

XII.

Am Nachmittage wurde Willem zu seinem Advokaten gerufen. Dieser war edelmüthig und fühlte wahres Mitleid für Lambrecht Hensmans arme Familie. Anstatt um jeden Preis beim Cassationsgericht Appellation einzulegen, hatte er diesen Morgen den ganzen Prozeß noch einmal gründlich durchgegangen, und zu seiner großen Betrübniß gefunden, daß kein Grund vorhanden war, das Urtheil zu ändern. Er war sogar zu älteren Rechtsgelehrten gegangen, um ihre Ansicht darüber zu hören, aber alle hatten ihm erklärt, daß kein Schimmer von Hoffnung bliebe, das Urtheil aufzuheben.

Das Alles sagte er nun dem bebenden Willem, der vor ihm auf einem Stuhle saß, und ihn regungslos anstarrte. Als der Advokat ihm unwiderleglich bewiesen hatte, daß Alles vergebens sein würde, und Willem selbst die Wahrheit dieser Worte erkennen mußte, strömten plötzlich Thränen aus seinen Augen und er weinte eine Weile still, und sich selbst unbewußt, ohne auf die Stimme des Advokaten zu hören. Armer Willem! so schnell war deine Hoffnung entflohen, und ließ nur blutige Wunden in deinem

Herzen zurück! sie war bisher seine einzige stütze gewesen, sie hatte ihm Muth und Geduld verliehen. Nun sah er wieder das Schaffot vor seinen Augen, er sah seinen Vater, den die Schande niederdrückte, am eisernen Halsbande stehen, und wie der Henker ihm das schreckliche Brandmark auf die Schulter drückte; aber es waren weder Kraft noch Ungestüm in seinem Gemüthe zurückgeblieben. Während seine Thränen auf die Erde niederfielen, ließ er den Kopf schlaff auf die Brust herunterhängen — und als er dann endlich die Wohnung des Advokaten verließ, hielt er sich wie ein Trunkener an den Wänden fest. So wankte er, ohne es selbst zu wissen, nach Hause vor das Bett seiner Mutter. Die lächelte ihm liebevoll zu, als ob Alles vergessen wäre; das schmerzte den Jüngling so tief, daß er hinweg eilte, und verzweifelnd, doch ohne ein Wort zu sprechen, seine Augen mit den Händen bedeckte.

Er stand schon eine Weile in der Ecke der Kammer das Gesicht der Wand zugekehrt, als Jemand ihm auf die Schulter klopfte, und seinen Namen nannte. Es war eine alte Frau aus der Nachbarschaft, welche ihm einen Brief reichte, und dann schnell wieder in der Thür verschwand.

Willem betrachtete einige Augenblicke das Papier, als ob er nicht wüßte, was er in den Händen hielt; bald

aber umschwebte ein spöttisches Lächeln seine Lippen; sein verzweifelnder Blick schien scherzend zu sagen: »Noch? Das Maaß ist wohl noch nicht voll? sie auch?« Er hatte Klara's Handschrift erkannt, und zweifelte in seinem Jammer nicht, daß ein neuer Dolchstich ihm durchs Herz gehen werde. Ihm durfte nichts auf Erden übrig bleiben! Weder Freund, noch Freundin, weder Vater, noch Mutter, noch Ehre, noch Hoffnung?

Mit dem bitteren Ausdruck des Mißtrauens in den Zügen, entfaltete er das Blatt und las:

Willem!<(p>

Ich muß Dich verlassen. Mein Vater ist ausgegangen, um eine Kutsche zu holen; in einigen Augenblicken werde ich fern von Dir sein. Alles wendet sich gegen Dich, mein armer Freund, und vielleicht denkst Du, daß Klara Dich auch vergessen wird, weil du unglücklich bist? Nimmer! niemals!

Ich möchte Dir etwas sagen, aber ich wage es nicht: ich bebe, meine Stirne glüht vor Scham . . . doch, ich sag' es Dir . . . Willem, ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele; meine Liebe wird ewig sein, — ich habe dem Allmächtigen selbst gelobt!

Wenn Du leidest, wenn Du Dich von Allen verstoßen siehst, dann denke, daß Klara für Dich betet, und Dir treu bleibt . . .

Ich höre Geräusch. Unten ist mein Vater. — Einen Kuß unsrer Mutter, einen Kuß jedem meiner armen Schwesterchen . . . Hoffnung! Hoffnung!

Deine Freundin

Klara!

Willem blickte mit unverändertem Ausdruck auf das Briefchen; er rührte sich nicht und schien in ein steinernes Bild verwandelt. Gewiß mußte sich all seine Lebenskraft nach innen gekehrt haben; — von seinem Herzen bis zum Hirne strömte eine ungestüme Fluth von Gedanken und Gefühlen, die ihn ganz die Außenwelt vergessen ließ. — Um ihn und um seine kranke Mutter herrschte lange — sehr lange die stille der Nacht.

XIII.

Drei Tage nachher um elf Uhr Morgens war der große Markt von Antwerpen mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt. Ueber den Köpfen der bunten Schaar hin schimmerten in der Ferne die Schwerter der Gensdarmen und noch weiter hing auf dem blutrothen Schaffot ein Mann an dem eisernen Halsband des Schandpfahles. Der Unglückliche beugte das Haupt vor Scham so tief, daß man Nichts von seinem todtenbleichen Gesichte sah.

Nicht weit vom Schaffot stand eine schon bejahrte Frau, die zu der wohlhabenderen Bürgerklasse zu gehören schien, denn ihre Kleider zeichneten sich, wenn nicht durch Geschmack doch durch Kostbarkeit aus. Sie zeigte mit einer gewissen Wuth auf den Verurtheilten und erklärte unter heftigen Bewegungen den andern Frauen, wer der Missethäter sei und wie er noch viel härtere Strafen verdient habe. Wie es schien, fanden ihre Worte bei den Zuhörern eine nicht sehr freundliche Aufnahme, denn viele und selbst die ärmsten Leute, warfen ihr einen verachtungsvollen Blick zu und entfernten sich. Als sie trotzdem ihrer Zunge freies Spiel ließ, fuhr ein armes Weib sie an:

»Ei was, wenn ich eine Madame wäre, wie ihr, dann würde ich mich schämen, so zu sprechen. Pfui, hier hin zu kommen und den armen Menschen auszuschimpfen und zu sagen, daß man ihn mit vier Pferden in Stücken reißen müsse. So geht doch lieber nach Haus, Madame, und erforscht euer Gewissen und fragt euch einmal, ob ihr nicht vielleicht den unglücklichen Hensmans an diesen Schandpfahl gebracht habt. Ihr müßt nicht hierhin kommen um zu spotten — unser liebe Herrgott wird euch schon finden, wenn ihr es verdient habt!«

»Ich nehme Zeugen!« rief die Frau, sich zu den Umstehenden wendend. »Das sollt ihr mir theuer bezahlen, ich kenne euch wohl!«

»Meint ihr mich auch auf's Schaffot zu bringen?« frug das arme Weib lachend. »Möchtet ihr mir auch gern eine Pistole auf die Brust setzen? Ihr hört wohl, daß ich auch weiß, wer ihr seid, Madame Standel, aber ihr seid nicht nicht werth, daß ich euch anrede, und ich lache euch aus mit euren Drohungen. Versteht ihr das?«

Und das Weib ließ Frau Standel stehen und ging weg. Die Worte hatten einen tiefen Eindruck auf die Umstehenden gemacht, welche Alle, einer nach dem andern sich fortdrängten, und sich von Frau Standel

entfernten. Diese verließ beschämt die Stelle, um sich etwas weiter unter einem andern Haufen von Zuschauern zu verbergen.

Bald aber hafteten ihre Blicke starr auf dem Schaffot: — dort hinter dem Pfahl ist der Henker beschäftigt, seine Eisen glühend zu machen; einer der Henkersknechte reißt dem Missethäter die Kleider ab und entblößt seinen Rücken — der Henker naht — alle Glieder des Verurtheilten zucken krampfhaft zusammen — jetzt — ein dumpfer Schrei entringt sich seiner Brust, dampfend zischt es auf seiner schulter — — Es ist vollbracht!

Ja, es ist vollbracht! Lambrecht Hensmans, dich, den nächtlichen Dieb, hat die Gesellschaft auf ewig aus ihrem Schooße ausgestoßen, sie hat ihren Fluch in dein zitternd Fleisch gebrannt. Keine Hoffnung ist mehr für dich. Bring, o bring die betrügerische Stimme zum schweigen, welche in deiner Brust dir zuruft, daß deine Unschuld dennoch werde anerkannt werden. Wer soll das glühende Zeichen der Schande von deiner schulter tilgen? Unter der Erde selbst, in dem Alles ausgleichenden Grab, wird deine Leiche als der letzte Rest eines Bösewichts gestempelt sein!

O wie hängt er so matt, so kraftlos an dem grausamen Pfahl! Nicht wahr, dein Herz hat

ausgeblutet? Alles Bewußtsein ist dir geschwunden und von nun ab wirst du leben, wie ein Schatten, bis der liebe Tod dich rettet. Doch nein, der Quell deiner Leiden ist unerschöpflich; dich selbst kannst du wohl vergessen, aber deine Kinder, deine Frau? Ihnen gelten die Thränen, die jetzt deinem Auge entfallen, nun der Henker das eiserne Halsband aufschließt und dich als seine Beute auf seinem Karren wegführt.

O, du fühlst, wie die Schlange der Verzweiflung sich in diesem Augenblick um das Herz deines Sohnes windet, du weinst über das Loos von Thereschen und Ursula, du betest zu Gott, daß er deine Frau zu sich nehme — du weißt ja, daß das glühende Eisen nicht dich allein gebrandmarkt hat, daß es auf alle Mitglieder deiner Familie einen unauslöschlichen Schandfleck drückte. So befiehlt es die Gesellschaft: Alles was du liebst, soll mit dir im Abgrund ewiger Schande begraben werden.

In dieser Nacht wird jeder ruhig schlafen, auch der Henker, auch Standels, denn jeder hat seine Pflicht gegen das Gesetz und die Gesellschaft erfüllt!

Schlaf auch du wohl, Lambrecht Hensmans, wenn die lebendige Natter auf deinem Rücken dich ruhen läßt; schlafe wohl und erwache nicht eher, als bis Gott dich und deine Ankläger vor seinen Richterstuhl ruft.

Da allein ist noch Hoffnung auf Gerechtigkeit und auf Vergeltung.

XIV.

Am Tage nach der Ausstellung seines Vaters schien Willems Gemüth mehr beruhigt zu sein. Er erfüllte mit größter Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit die Sendung, welche ihm jetzt geworden war und tröstete seine Mutter, seine Schwesterchen und selbst seinen gefangenen Vater so gut er konnte. Fast Alles, was die Familie besessen hatte, war durch den Prozeß und alle die Bestrebungen aufgezehrt worden, welche man angewandt hatte, um des Vaters Unschuld klar darzuthun. Doch waren sie nicht in gänzliche Armuth verfallen, denn der Jahrgehalt von Willem und der Verdienst von andern Arbeiten, die er verrichtete, genügten für die täglichen Bedürfnisse.

Wenn man den jungen Hensmans mit tiefgebeugtem Haupte über die Straße gehen sah und auf den kalten und gleichgültigen Ausdruck seines Gesichtes achtete, dann schloß man, daß er sein Unglück geduldig hingenommen und sich endlich hinein gefunden habe. Dabei aber betrog man sich sehr. Ein heiliges Pflichtgefühl trieb Willem, stets und rastlos für seine Mutter und seine Schwestern zu arbeiten und durch seinen scheinbaren Muth ihre

Schmerzen zu erleichtern. Ohnmächtig, die Last der Schande von seinen Schultern zu werfen, beugte er sich unter derselben und zeigte sich bei Jedem duld- und fügsam. So war er in seinem Aeußern. Aber in seinem Innern da sammelte sich die bitterste Galle ein Tropfen nach dem andern. Er tadelte Jeden, der ihn mitleidig ansah, er haßte den Vorübergehenden, dessen Finger auf ihn wies, er verachtete die frühern Freunde, welche ihn jetzt zu fliehen schienen. Seine Welt war ein sehr enger Kreis, in welchem er sich mit seiner Mutter, seinen Schwestern, Klara, Karl und seinem guten Herrn einschloß, außer welchem nur Gift und Schmutz . . .

Frau Hensmans hatte sich von ihrer Krankheit erholt und mit wunderbarer Schnelligkeit ihre frühern Kräfte wieder gewonnen. sie beschäftigte sich in der Haushaltung und mit der Sorge für ihre Kinder, kochte das Essen und hielt Haus und Kleider rein. Und dennoch war sie wahnsinnig! — Das wußte Willem sehr gut, und schon manchen Tag hatte er in Verzweiflung über dieses neue und schreckliche Unglück gejammert; jetzt aber hatte sich langsam die Ueberzeugung bei ihm festgestellt, daß dieser Zustand eine Gnade Gottes sei und er hatte den Himmel in heißem Gebete dafür gedankt. In der That bestand der Wahnsinn seiner Mutter nur darin, daß in ihr nicht die

leiseste Erinnerung an das Unglück ihres Mannes übrig geblieben war und daß sie nun keineswegs die Pein der Schande fühlte. sie war im Gegentheil gutes Muthes und verrichtete fröhlich ihre häuslichen Arbeiten, nach deren Beendigung sie Stunden hindurch, ja während ganzer Abende an einem Rosenkranz von weißen Perlen betete, den ihr Klara früher geschenkt hatte. Wenn man von der Verurtheilung ihres Mannes zu ihr sprach, dann wußte sie nie, was das heißen sollte und antwortete immer nur:

»Er kommt morgen wieder!«

Was konnte Willem besseres wünschen, als daß seine Mutter so von allem Schmerz und Leiden frei blieb und dennoch Alles so pünktlich that, was die sorglichste Mutter für ihre Kinder nur thun kann? Ja der geheimnißvolle Zustand wirkte endlich so auf den Jüngling, daß er anfang, etwas Heiliges in ihr zu sehen und mit tiefer Ehrfurcht auf ihre so hoffnungsvollen und doch so unbestimmten Worte horchte. seine Mutter war ihm ein reicher Quell des Trostes und der Beruhigung so oft wie er sich Abends mit gepreßtem Herzen neben ihr niedersetzte und, indeß sie betend die Perlen des Rosenkranzes eifrig zählte, in ihre Augen schaute, als spräche der Blick eines Engels daraus.

Von Klara hatte er nichts mehr gehört; wahrscheinlich war sie noch stets in der Erziehungsanstalt in welche ihr Vater sie gebracht hatte. Wohl trieb es Willem häufig, einen Versuch zu machen, um etwas von ihr zu erfahren, doch wehrte er die Lockungen mit Gewalt von sich ab. Klara war für ihn verloren, davon war er unwiderruflich überzeugt. Wenn er auch das Andenken an ihre uneigennützigte Liebe und die tröstliche Ueberzeugung treu bewahrte, daß sie wenigstens ihn nicht verachte, dann knüpfte er doch keinerlei Hoffnungen an das kostbare Blatt, welches ihren Namen trug. Er durfte sie nie widerstehn, die Freundin seiner Kindheit und wenn sie auch wieder zu ihren Aeltern zurückkäme, dann mußte er ihren Anblick fliehen, dieß gebot ihm die Dankbarkeit. so dachte er über sich selbst; vielleicht betrog er sich darin, denn so viel ist gewiß, so oft die Magd der Aeltern Klara's bei den Nachbarn frug, wie es mit seiner Mutter, seinen Schwestern und ihm stehe, und er dann hörte, welche sorglichen Fragen die Magd an Jedermann darüber richtete, dann ergriff ihn eine seltene Freude und ein Gefühl, welches ihn Tage lang seine Verzweiflung muthig niederkämpfen ließ. Er bemerkte und darin täuschte er sich nicht, daß eine Botin Klara's ihn überall begleite, daß seine Freundin geistig noch stets um ihn sei. Er wagte nicht, es sich

selbst zu bekennen, daß mitunter ein flüchtiges Lächeln seine Züge überflog und in der stille der Nacht sein Antlitz verklärte — aber träumte er nicht oft, daß sein Vater für unschuldig erklärt und frei geworden sei und daß ein Wunder des Himmels das Brandmark von seinem Rücken getilgt habe? Ja wohl, und dann stand Klara wieder sanft glühenden Auges an seiner Seite und mit schüchternem Liebeslächeln auf den Lippen und sie wiederholte dem schlafenden Jüngling:

Dann kehrt der frohe Tag noch häufig uns zurück,
Wo schöne Kinder dich umsahn in süßem Glück,
Die ihre Hände hoch empor zum Himmel heben
Und rufen allesammt: »Lang soll Lambertus leben!« —

Aber die Träume waren von kurzer Dauer. Wenn auch Willem gern einmal zu schnell geschwundenen früheren Tagen zurückkehrte, dann lag er doch zu tief niedergedrückt — unter der schmerzlichen Wirklichkeit, als daß die tröstlichen Bilder nicht eben so schnell vor düstern Schatten gewichen wären, welche ein Blick in das Gefängniß des Vaters heraufbeschwor. Da sah er im engen Kerker einen Mann im Dunkeln hingestreckt mit offenen Augen und schrecklich ausgehöhlten Wangen; aus der Brust des Mannes stiegen dumpfe Seufzer, er rang krampfhaft auf dem harten Lager und seine hohle

stimme rief verzweifelnd: Willem, Willem Willem!

Das schnitt dem Jüngling durch die Seele und wenn er dann bebend und die Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt erwachte, dann entsanken noch die leisen Traumesthränen seinen Augen.

So vergingen für Willem die ersten Monate nach dem schweren Tage der Ausstellung am Pranger: er arbeitete von Morgen bis Abend, saß neben seiner Mutter und schaute ihr in die hellen Augen, oder schüttete sein Herz in seltenen Briefen an Karl Moerens aus, oder besuchte seinen Vater und brachte ihm Trost, wenn ihm das vergönnt war, und litt bei allem dem in Stille und mit ruhiger Ergebung.

XV.

Willem Hensmans an Karl Moerens in Paris.

Antwerpen am 15. August 1813.

Mein treuer Freund.

Du klagst, daß ich Dir fast nicht mehr schreibe, und daß meine Briefe kalt und gleichgültig seien. Ich begreife deinen Irrthum, mein edler Freund: Du denkst daß Willem Hensmans derselbe geblieben, daß die Schläge des Schicksals seinem Herzen wohl blutige Wunden geschlagen, es aber doch nicht verändern konnten? Ich kann nichts dafür, Karl, aber ich bin der Willem Hensmans nicht mehr, den Du kanntest. Es gab eine Zeit, wo ein Wort Deiner Freundesstimme alle Saiten meines Herzens erzittern und ertönen ließ, eine Zeit wo jeder erhabene Gedanke die Gluth in meinem Busen entfachte, wo jeder spielende Sonnenstrahl, jedes Kunstwerk, jeder Blick der Jungfrau meine Seele höher stimmte und sie empor zu dem Schöpfer führte.

Damals waren die Worte Denkkraft, Wissenschaft, Poesie, Vaterland, glänzende Sterne

an dem Himmel meiner klaren Phantasie.

Welch reine edle Natur war ich da! Wie mild hatte mich Gott mit den schönsten Perlen aus dem allgemeinen Lebensschatze der Seelen begabt. Nun fühle ich's: der Willem Hensmans jener Zeit war ein begünstigtes Wesen; aber, guter Karl, der Freund Deiner Kindheit ist durch den Verlust der Ehre seines Vaters niedergeschmettert worden, und erliegt unter dem Gewicht seiner eigenen Schande: er selbst ist todt; sein lebloser Schatten allein bleibt noch auf Erden um in der Dunkelheit der Erniedrigung zu schmachten, und durch das Erfüllen heiliger Pflichten sich ein besseres Loos im Himmel zu verdienen. Weiter erstreckt sich meine Sendung in dieser Welt nicht; meine Zukunft auf Erden ist wie die ruhige, todtte Oberfläche eines Sees: dort am äußersten Ufer strahlt die glänzende Sonne der Wiedergeburt und der Erlösung: — bis dahin leiden, seufzen, weinen . . .

Diese Sprache verwundert Dich, ich begreife es, und wäre es mir möglich, so würde ich sie verändern um Dich nicht zu betrüben; aber warum sollte ich Dir meine Muthlosigkeit verbergen? Wisse, daß nun alle meine Tage sich gleichen, wie Früchte von einem Unglücksbaum, daß Nichts die Dunkelheit unsrer Zukunft erleuchtet, daß keine

einzig neue Empfindung einen tröstenden Ruhepunkt in meinen grauen Lebensfaden webt. Nichts ist eintöniger, mein Freund, als das Unglück! Das Eisen verrostet und verkommt, wenn keine Bewegung es vor der schneidenden Luft behütet; die Seele dessen, der hoffnungslos leidet, verschmachtet unter einem einzigen und ewig drückenden Gedanken: die Ueberzeugung, daß sie auf immer zur Erniedrigung und zum Schmerze verdammt ist!

Sieh', Karl, so ist mein Leben: Urtheile nun . . . mein nächtlicher Schlaf ist eine endlose Pein: ich sehe meinen Vater weinend vor meinem Bette stehen, ich höre seine Ketten rasseln, seine Stimme mich um Hilfe und Rettung anflehen: ich fühle, wie seine Arme mich umschlingen und seine kalten Lippen mich auf die Stirne küssen. Dann verschwindet der leidende Schatten und ein anderer tritt an seine Stelle.

Klara's Bild steht deutlich vor mir; sie wischt mir den Schweiß vom Angesichte, flüstert süße Worte der Hoffnung und der Liebe in mein lauschendes Ohr, und so schwärmen unsre Seelen in kindlicher Sorglosigkeit in einem künftigen Glücke, bis die Gestalt unsres Verfolgers Standel drohend, vor meinem Bette erscheint, und Rachsucht und Raserei

mich erwecken. schlafe ich wieder ein, so wiederholen sich dieselben Schauspiele vor meiner Seele. In diesem nächtlichen Leben scheint mein Geist all seine vorige Elastizität wiederzufinden; denn schlafend empfinde ich Freude, Schmerz und Wuth mit gleicher Stärke; aber diese zweite Existenz, dieses trügerische Wachen meines Geistes lähmt mich und saugt mir meine Kräfte aus. Wenn ich erwache versinke ich in bittere Träumereien, und mein Herz ist von Erinnerungen erfüllt, welche nicht ins irdische Leben gehören; so werde ich fast Allem fremd, was mich umgibt, oder was mir begegnet.

Morgens, sobald die ersten Sonnenstrahlen die Dämmerung erhellen, sitze ich an meinem kleinen Tische und beginne meine täglichen Abschriften für meinen Herrn, den Notar: es ist eine mechanische Arbeit, die wenig Aufmerksamkeit erfordert. Später erwacht meine Mutter und betet neben mir ihren Rosenkranz, oder sie hilft meiner ältern Schwester das Frühstück bereiten. — Thereschen spielt mit ihrer Puppe. Es umgibt mich immer eine tiefe Stille; auf den Kindern lastet auch ein gewisser Druck und dann fürchten sie, mich zu stören. Die jugendlichen Pflänzchen werden von dem ewigen Zwange erstickt. Meine Mutter ist wahnsinnig: mit

ihr kann ich nur wenig sprechen. Um die Mittagsstunde kommt der Bote des Notars um mir neue Arbeit zu bringen oder um die vollendete abzuholen. — Abends unterrichte ich meine Schwesterchen eine Stunde lang im Lesen; dann knieen wir alle zusammen vor dem Kreuze nieder und beten für den armen Gefangenen. Meine Mutter und Schwestern legen sich zu Bette, und ich schreibe mechanisch fort, bis meine Lampe abgebrannt ist, und mich mahnt, mich zur Ruhe zu begeben.

So vergehen alle meine Tage! Ich besuche zwar zuweilen meinen Vater in seinem Gefängniß, aber es bleibt dennoch stets dasselbe: stilles Dulden und hoffnungsloses Leiden!

Du willst, daß ich Dir lange Briefe schreibe? Wohlan, obgleich ich wenig Lust dazu habe, und schon zehnmal entmuthigt die Feder niederlegte, will ich dir doch erzählen welcher neue Schmerz mich erfüllt.

Der Notar, mein Herr, mußte vergangenen Sonntag nach Vilvoorde reisen, und frug mich, ob ich ihn begleiten wolle. Du kannst dir wohl denken, daß ich, in der Hoffnung meinen Vater zu sehen, diesen Vorschlag dankbar annahm. Als wir an das

Gefängniß kamen, sagte uns der Direktor, daß es ihm nicht erlaubt sei, einen Gefangenen am Sonntage in dem Sprechzimmer erscheinen zu lassen; daß wir aber die Säle und Schlafstätten der Anstalt besichtigen könnten, da man die Gefangenen für einige Stunden in die freie Luft gebracht habe. Den Notar hatten besondere Geschäfte nach Vilvoorde geführt; er gab darum ein Trinkgeld, und ließ mich allein mit dem Schlüsselträger, der mir als Führer diente. Wir stiegen die Treppe hinauf und es wurde mir Alles gezeigt und erklärt. Mein Vater hat eine Zahl, die statt seines Namens dient: es ist 360. Es wurde mir darum nicht schwer, Alles zu erkennen, was man ihm in seiner Gefangenschaft als Eigenthum übergeben hat; ich sah seine Schlafstelle, sein hölzernes Schüsselchen, seinen Platz im Saale der Zwangsarbeit! Ich vermöchte es wohl, Dir den Eindruck zu schildern, den diese Gegenstände auf mein Gemüth machten, und den Schmerz, der mich peinigte als ich in seinem eignen Kerker das hölzerne Gefäß in der bebenden Hand hielt; aber ein andrer, tödtender Anblick traf mein Auge.

Als wir an einem Fenster vorbeigingen, blickte ich hinaus und sah am Fuße der Mauer auf einem offenen, viereckigen Platze die Gefangenen

versammelt. O Karl, niemals wirst du begreifen können, wie schrecklich, wie Entsetzen erregend ein solches Schauspiel für einen Menschen ist, der denkt, und fühlt. Denke dir einige hundert Männer, deren Gesichtszüge durch einen unverkennbaren Ausdruck von Bosheit und Blutgier abstoßen, platte Köpfe, worin kein Raum für das Erfassen eines erhabenen Gedankens ist, dicke buschige Augenbrauen, die über den Augen niederhängen und dem Blicke einen Ausdruck geben, wie eines Tigers, der auf seinen Raub lauert; dünne Lippen, das Kennzeichen seiner Arglist, heißes Blut, das unter der rauhen Haut des Angesichtes glüht, und das Ungestüm thierischer Triebe verräth. Denke Dir dazu das Lächeln des Hasses, den schleichenden Schritt des Ueberfalls, und das flüchtige Umherblicken der Wachsamkeit — und du hast ein unvollkommenes Bild dieser Menschen.

Obgleich die fürchterliche Neuheit dieses Schauspiels, welches ich vor mir sah, meine Aufmerksamkeit gewaltsam fesselte, so war es doch meine erste Sorge gewesen, unter all diesen Abscheu erregenden Menschen meinen Vater mit den Blicken zu suchen. Meine Mühe war umsonst; ich konnte ihn nicht entdecken, und — ich bekenne es, — seine Abwesenheit erfreute mich innerlich.

So stand ich eine Weile an das Fenster gelehnt, und starrte bewußtlos auf die Gefangenen. Von Zeit zu Zeit drang eine Gotteslästerung in mein Ohr, oder ein gräßlicher Schimpfname, den sie sich gegenseitig zuriefen, ertönte bis herauf zur Stelle, wo ich stand. Plötzlich höre ich ein heftiges Gelächter an dem Fuße der Mauer und ich sehe, daß viele Gefangene nach jener Seite hinlaufen; ich wende auch neugierig den Blick nach jener stelle. Ich konnte zwar nicht genau sehen, was vorfiel, aber die Worte, die ich vernahm, das schallende Gelächter, das auf dem Platze ertönte, ließen mich mit Recht vermuthen, daß man sich über einen andern Gefangenen lustig machte. Endlich wandte sich die Gruppe mehr der Mitte des Platzes zu; ich sehe, daß Jemand den spöttern als Spielball dient, denn man wirft ihn von einer Seite auf die andere, man überhäuft ihn mit Scheltworten, man lacht und speit ihm ins Angesicht.

Plötzlich ist mein Angesicht mit der Blässe des Todes überzogen, meine Glieder zittern, meine Lippen murmeln Worte der Rache: — der Spielball der elenden Mörder ist Lambrecht Hensmans, mein Vater!

Siehst Du, mein guter Freund, das Urtheil, der Pranger, das Brandmark, das Alles hat mich wohl

niedergeschmettert; aber doch habe ich nie in meinem bittern Leben einen ähnlichen Schmerz empfunden, wie den, der mein Herz bei diesem gräßlichen Anblicke zerriß. In diesem Augenblicke fühlte ich mein Blutgerinnen, und es rollte mir wie Eis durch die Adern, ich glaubte zu sterben, und in dieser Ueberzeugung schloß ich die Augen und dankte Gott; aber nein, der Kelch ist noch nicht geleert, ich habe mit meinem Kreuze noch nicht das Ziel erreicht! Als der Schlüsselträger mich am Arme faßte, und mich aufweckte, war das Leben, und mit ihm das Leid in mir zurückgekehrt. Ich blickte noch einmal durch das Fenster und sah ganz ferne aus der äußersten Ecke des Platzes das entsetzliche Merkzeichen 360 mir entgegenblinken: da stand mein Vater allein; den Kopf auf die Brust gebeugt und mit schlaffen Armen glich er einem steinernen Bilde; ich blickte bis in das Innerste seines Herzens und las darin die schrecklichen Gedanken, die ihn schmerzlich durchzogen; aber doch erfüllte mich ein Gefühl von stolz, als ich da das unschuldige Lamm zwischen hundert Wölfen, einsam, verlassen und unbefleckt stehen sah. Da dachte ich an Gott, an die ewige Gerechtigkeit und an ein anderes Leben.

Vielleicht wäre ich noch lange in diesen

Betrachtungen verloren gewesen, hätte mich nicht der Schlüsselträger daran erinnert, daß ich die Anstalt verlassen müsse, da die Gefangenen in den Saal zurückgebracht würden.

Du weißt, guter Freund, wie mein Leben ist; nun weißt Du auch welch tödtendes Leben mein unglücklicher Vater führt. — Und Du sprichst mir von Muth, von Hoffnung? Ach, es ist wahr, Du erfüllst eine Pflicht der Freundschaft; ich danke Dir für Deinen guten Willen; aber was auf der Welt kann Trost bieten für einen gefangenen Vater, eine wahnsinnige Mutter und drei entehrte Kinder? Auf was können sie hoffen? Auf Gott und auf den Tod, nicht wahr?

Karl, ich habe mehr, denn einmal in dieser Woche Thränen vergossen, es hat mir Mühe gekostet, das Bild der spottenden Mörder aus meiner Seele zu bannen; aber nun ist es überwunden, — und ich würde selbst in diesem Briefe nicht mehr davon gesprochen haben, hätte ich nicht durch ein langes schreiben Deinen Wunsch erfüllen wollen. Vergieb mir die Gleichgültigkeit, deren Du mich beschuldigst; ich habe keine Kraft mehr, Prophezeihungen zu empfangen, welche meinem schmerze die Hoffnung beigesellen wollen. Die Hoffnung ist Lüge für uns! Laß ab, edler Freund

meiner schönen Kindheit, laß ab von Deinen Bestrebungen mich zu erheitern. Ich weiß recht gut, daß fünf Jahre keine Ewigkeit sind; aber wer soll uns die verlorene Ehre wiedergeben? Wer soll das Brandmark von seinem Rücken tilgen? Nein, nein, es ist geschehen; ein Abgrund liegt zwischen uns und der Welt; wir sind die Familie des Verfluchten; keine Aufklärung für uns auf Erden! Droben! Droben!

Willem.

XVI.

Karl Moerens an Willem Hensmans in Antwerpen.

Paris den 8. September 1813.

Unglücklicher und theurer Freund.

Dank Dir für Deinen lieben Brief; dießmal hast Du wenigstens nicht allein geweint und hat Dein Bruder Karl auch seinen Theil an dem bitteren Leiden empfangen, welcher ihm zukommt. So muß es sein. Meinst Du denn, daß Dein Schweigen mich weniger betrübe? Zweifelst Du denn an der Aufrichtigkeit meiner Worte und an der Tiefe meiner Zuneigung zu Dir? Jetzt, wo alle Deine Empfindungen und Gefühle Deinem armen Vater, Deiner guten Mutter und Deinen Schwesterchen zugewandt sind, jetzt findet das Andenken an den Freund wenig Raum mehr bei Dir, das erkenne ich klar, und es kann und darf nicht anders sein, aber ich habe weder Vater, noch Mutter, noch Freunde auf dieser Erde; ich lebe fern von meinem Vaterland, — warum soll ich nun nicht die ganze Summe all meines Gefühls auf Dein Haupt laden, Willem? Was liegt mir an dem düstern Schein, in

welchem Ihr vor der närrischen und ungerechten Welt steht? Was Du auch sagen magst, Willem, Du bist nicht verändert und ich bin's eben so wenig und was das heißen soll, weißt Du. Darüber sprechen wir, daran denken wir nicht mehr. Wir bleiben Brüder; seit Deinem Unglück ist Lambrecht Hensmans auch mein Vater geworden, die arme Wahnsinnige meine Mutter; was Dein ist, das muß auch mein sein. — Es ist vielleicht nicht recht von mir daß ich in solchem Ton zu Dir spreche, aber ich kann doch nicht anders, ich bin Dir böse, weil Du anfängst, mir zu schreiben, als ob Du eine Scheidewand zwischen uns auführen wolltest. Das kann ich Dir nicht vergeben, — Du mußt für mich stets derselbe bleiben.

Ich weiß wohl, was Du verlangst, Willem. Du möchtest, daß ich die schrecklichen Szenen, welche Du mir geschildert, noch einmal vor Deinem Auge vorübergehn ließe. Aber nein, Dein Lebensbecher ist bitter genug, und Freundeshand muß nicht erst neue Galle hinein werfen. Ich muß Dich trösten, Du sollst hoffen. Das ist der einzige Streit, welchen ich je gegen dich führen werde, aber ich führe ihn durch, denn die Freundschaft gebietet es mir.

Wirst Du mir glauben, Willem, wenn ich Dir sage, daß Klara mir schon zweimal aus ihrer

Erziehungsanstalt geschrieben hat? Was aber, das ist ein unverbrüchlich Geheimniß; so viel nur kann ich Dir davon sagen: sie hat Willem Hensmans nicht vergessen, sie wurde meine Schwester und es ist kein gaukelnder Traum, der sie Nachts an Deinem Lager erscheinen ließ.

Hoffnung und Muth also, lieber Bruder. Es ist keine Nacht so finster, in welcher nicht die Sterne hinter den schwarzen Wolken des Augenblickes harrten, in welchem ein rascher Wind den Trauerschleier vom Himmel wegschöbe, um dann glänzender funkeln zu können. Der Wind wird kommen, zweifle nicht! Doch wozu die Bildersprache? seit zwei Tagen schwebt mir ein schöner, glücklicher Gedanke im Kopf und bin ich so froh, daß ich unwillkührlich singe und juble. Das klingt Dir sonderbar, nicht wahr? Aber höre einmal, was wir, ich und Du, beschlossen haben, um uns über das Unglück zu erheben. Vielleicht war Klara auch dabei, aber das darf ich Dir nicht sagen. Noch ein Jahr und ich bin Doktor der Medizin, Doktor der Fakultät von Paris, und das ist doch Etwas. Ein alter Blutsverwandter meiner Tante, der jetzt schon fünfzig Jahre lang Arzt ist, erwartet mich in Diest, um mir seine zahlreichen Kranken zu übergeben und mir durch seinen Einfluß mit einem schlage ein glänzendes Auskommen zu sichern. Vielleicht wäre es

vortheilhafter für mich, in eine große Stadt zu ziehen, aber ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, ich will nach Diest. Es ist ein kleines, abgelegenes Städtchen und man kann da gut und einsam leben. Zudem finde ich nirgendwo anders eine Gelegenheit, wie die, welche mich dort erwartet.

Sobald ich einmal von der Frucht meiner Arbeit leben kann, bin ich auch mein eigener Herr. Obwohl meine gute Tante nicht sehr freigebig ist, so will sie doch zu meiner Einrichtung das ihrige beitragen und zwar in einem Süm্মchen, welches ziemlich schwer wiegt. Siehst Du, Willem, wir fangen an reich zu werden, nicht wahr? Ich weiß wohl, daß dieß Dich nicht trösten kann, denn Geld kann uns nicht helfen, aber jetzt höre weiter, was mir die Aussicht auf so viel Reichthum Alles eingegeben hat.

Sobald Karl Moerens in seiner neuen Wohnung eingerichtet ist, erklärt er Ursula und Theresia Hensmans als seine Adoptivkinder und wir schicken sie in eine Erziehungsanstalt, wo ihre gute, unglückliche Mutter sie jede Woche besuchen kann. Du wirst wohl deine Zustimmung zu diesen Plänen verweigern, Willem, aber Du bist nicht allein Herr über unsere Schwestern und kannst ihren andern Bruder nicht davon abhalten, für ihr Wohl das zu

thun, was ihm seine Liebe eingiebt. In diesem Punkt also muß Du nachgeben.

Dann miethen wir in Diest, nicht weit von der Wohnung unseres Freundes Karl Moerens entfernt ein hübsches Haus mit einem großen Garten, wie es deren in Diest in Menge giebt. Das bezieht Willem Hensmans mit seiner Mutter und der Doktor kommt zu beiden und giebt sich alle Mühe, die arme Wahnsinnige zu heilen. Es fehlt nur noch ein Vater, aber bald zeigt die sonne auf dem Blatte der Jahrhunderte die fünfte stunde und er ist frei von seinen Banden und tritt wieder in die Mitte seiner Familie. Da macht man ihm die erduldeten Schmerzen vergessen, Aller Augen glühen in Liebe für den geretteten Märtyrer und sein Leben wird wieder schön, denn unter seinem Fuße blühen alle Blumen der Freude.

Ein wenig später sieht Willem plötzlich, daß sein Traum keine Lüge war; Karl wählte sich auch eine Freundin — und die Gottheit lächelt aus ihrem Himmel der Liebe und den Kindern Deiner zärtlichen Mutter zu.

Nun legst Du dieß Blatt muthlos und ungläubig zur Seite. Das wußte ich. Es enthält Lügen, nicht wahr? die ich erfinde, um Deinen Schmerz zu

lindern. Ich betrüge Dich aus Freundschaft, auf daß Du Muth schöpfen lernest . . . Ja, so denkst Du, denn zur Ausführung unserer Pläne gehört erschrecklich viel Geld und das besitzt Dein Bruder Karl nicht. Ungläubiger, weißt Du denn, was alles die Zukunft vorbereitet hat? O warte nur noch ein einziges Jahr, das ist doch wenig, da hinter ihm eine helle, erfreuliche Zeit liegt.

Lieber Bruder, jetzt kennst du das Ziel meines Lebens, und ich werde dieß erreichen. Die Hilfe von oben wird mir bei diesem heiligen Werke der Bruderliebe nicht fehlen und zudem — Klara betet in derselben Stunde, wie ich und sie erfleht dasselbe von Gott, was ich von ihm erflehe.

Wird der Stern, den ich vor Deinen Augen heraufbeschworen habe, nicht einen Lichtfunken in die Nacht Deiner Schmerzen werfen? Ach ja, Du sollst hoffen, armer Bruder, Dein Freund und Deine Freundin verpfänden ihr Herz für die Wahrheit ihrer Hoffnung, ihrer Wünsche, ihres Wollens.

Karl.

XVII.

Der letzte Brief von Karl Moerens machte einen tiefen Eindruck auf Willem, obschon er sich selbst dieß nicht bekennen wollte. Während er das bedeutsame Blättchen durchlas, hatte sich kein Lächeln auf seinen Zügen gezeigt, aber auch keine Betrübniß hatte ihren Schleier darüber geworfen. Im Innersten seiner Brust jedoch stritten Hoffnung und Muthlosigkeit, Vertrauen und Mißtrauen heftig gegeneinander. Endlich behielt die Verzweiflung doch die alte Uebermacht und er ließ den Brief ungläubig lächelnd seiner Hand entsinken; doch stand der Name Klara's ja in demselben; der zog ihn wieder mit magnetischer Gewalt zu dem Blatt und zwang ihn, es zehnmal zu überlesen und öfter noch, bis er es ganz auswendig konnte.

Karl Moerens hatte durch den geheimnißvollen Ton des Briefes seinen edeln Zweck erreicht; jetzt stieg in der That von Zeit zu Zeit ein Stern der Hoffnung vor Willem's Auge auf und dessen Glanz konnten trübere Bilder nur selten schwächen. Jedenfalls war nun das eintönige Dunkel seines Gemüthes gebrochen, er fing wieder an zu, ringen, zu kämpfen, zu glauben und zu zweifeln.

In den ersten Tagen nach dem Empfang des Briefes arbeitete Willem weniger, als zuvor, denn zu oft überströmte ihn eine Fluth von Gedanken und Träumen und dann vergaß er das Papier, welches vor ihm lag und folgte, die Hand vor den Augen, jenen wirren Führern.

Diese Hingabe an Zerstreuung ließ allmählig nach und von Karls Worten blieb nur die Ueberzeugung übrig, daß sein Leben nicht so ganz und unwiderruflich geschlossen sei, wie er früher in seiner Verzweiflung geglaubt hatte. Er kehrte mit größerem Muthe zu seiner Arbeit zurück und lebte freudig der Erfüllung der heiligen Pflichten, welche ihm als dem Erstgeborenen einer unglücklichen Familie oblagen.

So vergingen abermals einige Monate, ohne daß neue Schmerzen ihn betrübt hätten; schon wurde sein Geist kräftiger und die Hoffnung in seinem Herzen lebendiger. Es war ihm, als müßten die fünf Jahre so langsam und ruhig vorüber gehen, und er dachte, daß er mit den Seinen später auf diesen Abschnitt ihres Lebens zurückblicken werde wie auf einen düstern, schrecklichen Traum, aus dem man mit Freuden erwacht. Doch, wehe, er hatte mit Recht gesagt, daß der Becher noch nicht geleert sei; er hatte mit seinem Kreuze noch nicht das Ende des Weges erreicht.

*

*

*

In den letzten Monaten dieses Jahres traf ein schreckliches Unglück die arme Familie Hensmans. Der Tod raubte ihr unerwartet den guten Notar und mit ihm das Einzige, was ihr noch als Segen des Himmels übrig geblieben war.

Jetzt war Willem ohne Arbeit. Wohl machte er für Nachbarn und Freunde Bittschriften, Hochzeitsgedichte oder Akrostichen zu Namenstagen, aber der daraus fließende Gewinn war doch zu unbedeutend.

Vierzehn Tage hindurch ging er von Notar zu Notar und von Geschäft zu Geschäft und flehte unter Thränen um Beschäftigung; aber überall wurde er und hier und da selbst mit Verachtung abgewiesen. Dieß war ja fast nicht anders möglich, denn in den Schreibstuben der Notare wollte man nichts von dem Sohne von Lambrecht Hensmans wissen und in andern Geschäftsarbeiten war er zu wenig bewandert.

Einige Kaufleute zeigten sich wohl geneigt, ihn anzunehmen, jedoch unter der Bedingung, daß er eine geraume Zeit umsonst arbeite und dann vor und nach kleinere Zahlungen empfinde. Natürlich konnte Willem sich nicht auf solche weitaussehenden

Hoffnungen einlassen; standen doch Noth und Hunger drohend vor seiner Thür. Er lief somit fruchtlos umher und litt unendlich bei der fast gewissen Aussicht, daß seine Mutter und seine Schwesterchen bald an den Bettelstab gebracht sein würden.

Jedermann in der Nachbarschaft wußte, daß Willem seine Stelle durch den Tod des Notars verloren hatte. Viele bemitleideten ihn, doch verweigerte man den Hensmans nichts destoweniger alle Waaren in den Läden, sobald sie ohne Geld kamen. Alles was die arme Familie noch besaß, wanderte in's Leihhaus. In der achten Woche konnte Willem schon nicht mehr die fällige Hausmiethe bezahlen und er zitterte schon vor Angst und Scham bei den Gedanken, daß man ihn mit seiner Mutter und seinen Schwesterchen vielleicht hinaus auf die Straße stoßen werde. Um Alles in der Welt hätte er nicht an Karl Moerens darüber geschrieben. Er wußte, daß sein Freund in Paris selbst Noth litt und daß seine Tante die größte Sorge hatte, ihm kein Geld in die Hände kommen zu lassen. Er schrieb also dem Freund nicht und trachtete vergebens, Mittel zu finden, um seiner Mutter und seinen Schwesterchen ein Obdach zu bewahren.

Wäre der Hausherr ein reicher Mann gewesen, dann hätte Willem gehofft, daß derselbe aus Rücksicht auf ihre Noth Nachsicht haben werde; aber der Eigner war

ein alter armer Maurer, der nach sechzigjähriger Arbeit nichts Anderes sein nennen konnte, als zwei solcher kleinen Häuser, deren Miethe ihm kaum das tägliche trockene Brod gewährte. Das hieße doch, auf die menschliche Barmherzigkeit zu sehr bauen, wenn man von einem dem Tode nahen Greise verlangt hätte, daß er selbst Noth leide, um Andern zu helfen. Das sah Willem recht wohl ein und als er zu dem Hausherrn ging, da that er dieß nicht, um Aufschub der Zahlung zu begehren; es trieb ihn im Gegentheil ein Gefühl stolzer Rechtlichkeit zu diesem Schritte; er wollte einen andern Armen nicht durch Versprechungen täuschen, und darum bekannte er dem alten Eigenthümer offen und frei, in welchem tiefem Elend die ganze Familie schmachte, seitdem der Tod ihnen in dem Notar die letzte Stütze geraubt habe. Er that dieß mit der Gleichgültigkeit der äußersten Verzweiflung, denn es war ihm ganz einerlei, ob er binnen vierzehn Tagen auf der Straße oder anderswo wohnen werde, er sah doch keinen Ausweg.

Die Erzählung all der Schicksale lockte Thränen in die Augen des greisen Maurers. In dem alten Herzen ruhte doch ein Gefühl, das heilige der Liebe und des Mitleids. Mit Bewunderung und grenzenloser Dankbarkeit horchte Willem auf ihn, als er zu ihm sprach:

Du armer Junge, nein, habe keine Angst; ich werde dich nicht aus meinem Hause verstoßen, davor bewahre mich Gott! Der Winter naht und der wird hart werden, denn die Zugvögel machen sich früh auf den Weg. Du würdest mit deinen Schwesterchen erfrieren und das will ich nicht auf dem Gewissen haben. Ich hab's wohl blutnöthig, das ist wahr, aber ihr seid zu vieren und ich bin allein. Gott hat mich jetzt schon siebenzig Jahre lang bewahrt und wird mich auch ferner bewahren, wenn es so sein soll. Weine nicht, Willem, der eine Mensch muß dem Andern helfen. Höre, was wir thun wollen. Ich kann die Miethe vom ganzen Hause nicht gut verlieren, denn dann würde ich selbst Noth leiden; geh du nun mit den Deinen auf das kleine Oberstübchen und nimm zugleich die Hälfte des Söllers in Gebrauch; ich werde dann die untern Stuben und die große Oberkammer schon an Andre vermieten. Ihr braucht mir dafür kein Geld zu geben; wenn ihr später wieder glücklicher seid, dann helft ihr auch schon einem armen Menschen. Jetzt geh nach Hause, mein Junge, und beruhige dich; der Herr wird mit uns allesammt sein, mein Kind! —

Die mitleidigen Worte des Greises rührten Willem tief; er dankte ihm aus vollster Brust und verließ leichtern Fußes und freudigern Herzens dessen Wohnung, wie wenn nun keine Last mehr auf ihm

ruhe. Muthig und getrost trug er das Bett seiner Mutter und den übrigen Hausrath hinauf und klebte mit eigener Hand einen Zettel an das Fenster Straßwärts, welcher die Worte trug:

Unterhaus zu vermiiethen.

Ach die Unglücklichen waren froh, daß sie nicht aus dem Hause vertrieben wurden! sie sahen in ihrer Freude nicht, welch ein schrecklich Gespenst mit hohler Wange und grinsendem Mund hinter ihnen die Treppe hinanstieg, als ob es auch ein Mitglied der Familie gewesen wäre: — das schreckliche Elend war mit ihnen in das Dachstübchen gezogen.

Allmählig versanken die Hensmans in die äußerste Armuth, und mehr als einmal legten sie sich matt vor Hunger auf ihr hartes Lager. Von Zeit zu Zeit gelang es Willem noch, einige Franken zu verdienen, und die kleinern Sümichen fristeten das bittere Leben seiner siechenden Mutter und der kleinen Schwesterchen; jetzt aber trat der Winter in seiner ganzen Schärfe auf und wie wenn die schneidende Kälte allein noch nicht hart genug für die Armen gewesen wäre, so versagte jetzt auch der letzte Quell der Unterstützung; keine Arbeit, keine Beschäftigung; kein Geld, kein Holz, keine Kohlen, keine Bedeckung, keine Kleider! Da begann für Willem der bitterste Streit; das Einzige,

was ihm noch übrig blieb, die Achtung vor sich selbst, der Stolz, der große Seelen im Unglück begleitet, den mußte er opfern und mit eigener Hand vernichten. Die Noth warf ihn ohnmächtig zu Boden und trieb ihn aus dem Hause, um — zu betteln.

Da stand er — es war ein schrecklicher Tag! — bebend und zitternd auf der Straße und lauerte, ob nicht einer seiner frühern Bekannten vorübergehe, und sah er einen, dann murmelte er, die Stirn von glühender Scham übergossen: Um Gottes Willen! Wie glücklich war er, wenn man seine Bitte erhörte und ihm einige Stüber gab. Meistens wies ihn ein kaltes und trocknes Kopfschütteln zurück. Die mit Scham gesammelten Almosen sind kein Rettungsmittel; um Hilfe in ihnen zu finden, darf man nicht mit einem fühlenden Herzen geboren sein; und zudem ist dieß Sammeln ein Handwerk, welches seine Lehrjahre verlangt. Willem fand in dieser letzten Aufopferung des einzig ihm übrigbleibenden Schatzes seines Herzens fast keine Erleichterung seiner Armuth; er sank im Gegentheil jetzt mit Leib und Seele in den Abgrund des Elendes und der Erniedrigung.

XVIII.

Willem Hensmans an Karl Moerens zu Paris.

Antwerpen, den 15. Januar 1814.

Am Morgen.

O Gott, so muß es denn doch geschehen! Werde ich dem Selbstmorde nicht entgehen? — Nein, nein, ich muß in den Abgrund der Schande versinken! Wohlan, dein Wille geschehe, es sei so! Ich lösche selbst den letzten Funken jedes Gefühls in meinem Herzen; ich trete mit Füßen was von meinem vergangenen Leben noch darin zurück blieb: Achtung, Liebe, Freundschaft, Hoffnung, Muth, Phantasie, — lebt wohl! —

Karl, Karl, ich kniee flehend vor Dir . . . ein Almosen, ein Almosen! Ach, gieb mir doch etwas, es sei noch so wenig! Spare das Brod an Deinem Munde ab, hungre für mich, aber um Gotteswillen, gieb mir etwas!

Solch eine Sprache sollte ich nicht mit Dir führen, ich weiß es. Indem ich schreibe, renne ich aus Verzweiflung und Scham mein Haupt wider den Rand des Tisches, aber es muß sein: — ich bin ein Bettler,

und nicht zu Dir allein erhebe ich flehend die Hände. — Aber Du wirst mir doch etwas senden, nicht wahr? Karl, ich darf Dir nicht schreiben, in welcher Lage wir alle sind, ich habe kein Recht Dir unser tödtliches Schicksal mitzutheilen — und doch, es scheint mir, als wäre ich zu verächtlich. — Ach, der Hunger ist ein grausamer Tyrann! Er kann den Muthigsten bis zum Schlamm erniedrigen, und ihn zum kriechenden Thier umschaffen. — so kriecht der unglückliche Willem seit vierzehn Tagen. Denk Dir, wie erfreulich es ist, wenn die Nachbarsfrauen mir erzählen, daß Ursula den Kindern auf der Straße das Butterbrod abbettelt — und urtheile selbst über die Pein, die mich durchzieht: ich beneide meine Schwesterchen um den erbettelten Bissen!

Welche schreckliche Nacht haben wir durchlebt! Kein Feuer, keine Decke mehr! Die zwei Füßchen unsrer armen Therese sind erfroren: das Kind liegt da auf einem Bündel Stroh, mit unsern Kleidern bedeckt in einem fürchterlichen Fieber. Es wird sterben, das unglückliche Schlachtopfer. Ich darf Gott nicht bitten, das arme Lämmchen zu sich zu nehmen; denn meine Mutter würde dann auch sterben: alle Liebe, welche noch in ihrem Herzen wohnt, hat sie auf Thereschen übertragen . . . sie, die sonst still und bewußtlos unser Elend mit

ansieht, wärmt nun den Leib ihres Engels an ihrer Brust und ruft Gott um Beistand gegen den Tod!

Ich schreibe Dir aus einem schrecklichen Grabe . . . und ich mache mir selbst Vorwürfe darüber: die Zeit ist gestohlen: ich muß Betteln gehen! Karl, ich habe meine frühern Freunde um Hilfe gebeten, und einige unter ihnen gaben mir einen Franken; seit jener Zeit weichen sie mir aus, wenn sie mich von ferne sehen; ich war bei all meinen Bekannten, einige gaben mir ein Almosen; aber das ist schon lange her und jetzt kann ich nicht mehr zu ihnen gehen. Meine Schwester Ursula war auf dem Markte um Kohlblätter und Kartoffelschalen zu suchen; wir haben davon gegessen, aber umsonst . . .

Klara ist gestern aus dem wallonischen Gebiet zurückgekehrt . . . seit einer Stunde steht mir der Schweiß auf der Stirne: die Noth treibt mich zu ihr; auf meinen Knien will ich ihr mit ausgestreckten Armen zurufen: »Ach, gib, gib mir ein Almosen! — Unglück, Unglück! mein Kampf gegen diesen niederschmetternden Gedanken ist Spott . . . ich muß gehen, und brennte selbst der Boden unter meinen Füßen! schon seit gestern ringe ich verzweifelnd gegen diese schreckliche Nothwendigkeit; aber meine Mutter wird Hungers

sterben, mein Schwesterchen schreit vor nagenden Schmerzen, ich selbst bin halb todt: mir schwindelt vor den Augen . . . Ach, ich erliege unter der Geißel des Jammers; und wüßte ich, daß ich zu ihren Füßen sterben sollte, ich muß! ich muß! — Schrecklich! schrecklich! ich, die Hände zu ihr erheben? ich, sprechen? um Gottes Willen, ein Almosen? zu ihr? zu Klara? Ha, ha! ich muß noch hoffen, nicht wahr? denn ich bin noch nicht tief gefallen, ich werde wieder den Schlamm abwaschen können, worin ich mich jetzt winden muß! Und in meinen schlaflosen Nächten wird noch das Bild der Freundin mich trösten, nicht wahr? Nachdem ich bei ihr gebettelt, nachdem ich Geld aus ihrer Hand empfangen!

Es ist vorbei mit mir, alles ist vorbei! selbst die Erinnerung ihrer Liebe, das Einzige, was mir noch blieb, muß erstickt werden! Wenn Du diesen Brief erhältst, haben wir schon von Klaras Geld gegessen — dem Kaufpreise meines Lebens vielleicht!

Karl, Karl, denke an mich! Ach, lege auch ein Almosen in die Hand des Bettlers nieder, der einst Dein Freund war!

Willem.

XIX.

Willem Hensmans an Karl Moerens zu Paris.

Antwerpen den 15. Januar 1814.

Nachmittags.

Guter Freund.

Meine Schwester war zur Post gegangen, ich lief ihr nach, aber ich traf sie nicht mehr. Jetzt ist sie zurück gekehrt und Du wirst den hoffnungslosen Brief empfangen, den ich Dir so eben schrieb. In Gottes Namen, Du mußt ja doch erfahren, auf welcher stufe des Elends Dein unglücklicher Willem steht.

Jetzt ist es zu Ende; ich bin wieder so froh und freudig, daß ich es Dir nicht sagen kann und — mein Schwesterchen liegt doch am Tode! Vielleicht bin ich wahnsinnig. Ich weiß es nicht. Ach nein, höre, welch ein Glück uns so eben wurde.

Kaum war meine Schwester ausgegangen, als eine alte Frau in unser Zimmer trat. — Es war die Mutter Klara's. Ehe wir noch Zeit hatten, ihr unser Elend zu klagen, sagte sie zu meiner Mutter — verstehst Du? nicht zu mir, sondern zu meiner Mutter: Frau Hensmans, ich weiß, daß ihr in diesem Augenblick keine große Mittel habt und darum

komme ich, um euch den Vorschlag zu machen, ob ihr eine kleine Summe leihweise von mir haben wollt, die ihr mir dann in bessern Zeiten zurückgeben könnt — und als sie das gesagt, legte sie, ohne unsere Antwort abzuwarten, eine Rolle Geld auf den Tisch.

Da klagten wir ihr unser Unglück und sie weinte über uns, Freund. — Und, ach, etwas hat mich dabei aufs Höchste entzückt: sie hat meine Mutter geküßt — geküßt, Karl! Bei dem Anblick brachen mir die Thränen aus den Augen, aber dennoch lachte ich, denn mit dem Kuß sank ein ganzer Himmel in mein Herz. Es bestehen also noch Bande der Liebe zwischen ihnen? Klara, Klara, Du bist ein Engel! Du kamst nicht selbst, um mir ein Almosen zu schenken, du sandtest deine Mutter, weil die Hand einer Mutter Alles heiligt und versüßt; du gabst uns nichts, du liehest uns. O Karl, da liegen nun zwanzig Franken neben mir. Wir haben Fleisch gegessen; hörst Du Karl, Fleisch gegessen! Eine neue Wärme durchströmt uns; die Kälte quält uns nicht mehr. Ach Freund, Freund, welch unbekanntes Wollust liegt darin, wenn man seinen nagenden Hunger stillen kann. Das arme Thereschen, es kann nicht essen . . .

Ich habe Eile, denn ich muß ausgehen, um

vielerlei zu kaufen, wir sind jetzt reich. Jetzt muß ich nicht mehr fürchten, daß Du um meinetwillen Noth leidest; Klara ist ja jetzt zu Hause. Sie wird, das hat ihre Mutter versprochen, Salbe für unser Thereschen geben, und wie sollte die nicht heilen! — sogleich kommen Kohlen, dann wärmen wir uns an einem rothglühenden Ofen . . . Mein Schwesterchen muß jetzt genesen. O Himmel, ein einziges Zeichen von ihrer Hand hat uns glücklich gemacht!

Sei nun auch Du fröhlich, Du Guter und Getreuer; beklage mein Loos nicht mehr, aber denke an Klara, wenn Du betest.

Willem.

XX.

Es war Nacht. Der Schnee wirbelte in wilden Wolken durch die Straßen, der Wind heulte über den Giebelspitzen der stillen Häuser . . .

In dem Kämmerchen der Hensmans ging schreckliches vor. Eine einzige Lampe erleuchtete den kleinen Raum mit trübem Schimmer; Alle, welche

sich da befanden, glichen in der halben Finsterniß dem Grabe entstiegene Schatten. Willem lag mit dem Gesicht auf dem Tisch und rührte sich nicht; er verbarg seine Augen, um nichts zu sehen, denn sein Herz wäre gebrochen bei dem Anblick und er konnte ja doch nicht helfen. Auf einem kleinen Stuhl saß Ursula, den Kopf in die Hände gestützt; ihren Augen entströmten Thränen, aber auch sie saß regungslos. Wahrscheinlich dauerte die schmerzliche Szene schon lange und die Unglücklichen waren abgemattet von Weinen und Jammern.

In der dunkelsten Ecke des Kämmerchens entstiegen schwere Seufzer einer gedrückten Brust. Da lag die Mutter, das Haupt über den Mund des sterbenden Thereschens hingebeugt, wie wenn sie die sich losreißende Seele des Kindes in dem Körper hätte zurückhalten wollen. So lag sie schon seit einigen Stunden und starrte mit äußerster Verzweiflung in die brechenden Augen des sterbenden Mägdleins, ohne daß sie auf Willem oder Ursula hören wollte. Diese hatten während eines halben Tages Alles angewandt, ihre Mutter zur Besinnung zu bringen, doch unterlagen sie endlich der Ermüdung und saßen nun da, als ob ein tiefer Schlaf sie umfassen hielte.

Es war nicht kalt in dem Gemach, denn den ganzen Tag hindurch hatte der Ofen gebrannt und vielleicht

war das Feuer noch nicht ganz erloschen; auch hatte gewiß ein Arzt das kranke Kind besucht, denn auf dem Tische, neben Willems Kopf, standen zwei Arzneigläser und ein Salbentöpfchen. Von Zeit zu Zeit stöhnte die Mutter einige abgebrochene Klagen, welche der Stimme des Todes gleich in die Ohren des Jünglings tönten, doch ihn nicht dazu brachten, daß er das Haupt erhob: dieß dauerte so schon seit acht Stunden fort.

In diesem Augenblick sprach die Wahnsinnige:

»Threseken, steh auf, mein lieb Schäfchen! Komm und wärme deine Füßchen am Ofen. Du darfst nicht so lange schlafen, faul Threseken; Vater kommt sogleich. O, wie sind deine Lippen so kalt! Zittere nicht, Threseken, das Engelchen nimmt dich nicht mit, es steht nur da, um dich zu beschützen. Ach deine Händchen sind ja wie Eis, mein arm Blümchen. Du mußt wieder auf dem Schooß der Mutter sitzen, nicht wahr? Komm, komm, da ist es Warm . . .

Die unglückliche Frau nahm das Kind aus dem Bett und setzte sich mit ihm in eine Ecke der Kammer. Sie hatte dieß so leise gethan und war so leise auf den Fußspitzen fortgeschlichen, daß Willem nichts davon gehört hatte und auf dem Tische liegen geblieben war. Ursula folgte ihrer Mutter mit den Augen, doch ohne

von ihrem Stuhl aufzustehen. So verging noch einige Zeit, ehe der Jüngling das Haupt erhob und mit schrecken bemerkte, daß das Bett leer war. Er hörte, wie seine Mutter dort in der Ecke das Kind küßte und wie sie in unmäßiger Freude lachte. Er nahm in der Hoffnung, daß Thereschen vielleicht wohler sei, und die Aeuglein geöffnet habe, schnell die Lampe vom Tisch und näherte sich seiner Mutter. Aber da entstieg ein lauter Schrei seiner Brust und zitternd griff er nach dem Kinde, zugleich sprang die Frau von ihrem Stuhle auf und lief schreiend in der Kammer umher. Wie Willem auch bat und flehte, wie viel heiße Thränen er auch weinte, wie er auch trachtete, das Kind mit sanfter Gewalt der Mutter zu nehmen, Alles war vergebens. Sie hielt das Kind mit den Armen an die Brust gedrückt, als ob es mit eisernen Banden da festgeschlossen wäre.

Das Umfallen der Stühle, das Geräusch des Laufens und das schmerzliche Schreien der Mutter und Willem's hatten die Bewohner des Unterhauses geweckt. Zwei Frauen und ein Mann kamen mit Licht herauf. Beim Anblick des schrecklichen Schauspiels standen Alle starr und bebend da: — Dort an der Mauer lehnte die arme Mutter und küßte lachend das Kind — und das Kind war eine Leiche! seit einer Stunde wohnte seine Seele im Himmel!

Anfangs wollte die Mutter sich das Kind nicht nehmen lassen, als man sie aber glauben machte, daß es kalt sei, und im Bettchen unter der Decke liegen müsse, da legte sie es selbst ins Bett und setzte sich ruhig daneben.

Willem war ganz besinnungslos; seine Augen schauten wild, die Brauen sanken tief herab und die Stirn durchzogen tiefe Runzeln. Die Bewohner des Unterhauses wagten nicht, ihn anzusehen, in ihnen Allen aber stieg der Gedanke auf: Der Junge wird sich selbst das Leben nehmen.

Der Engel des Todes hielt kaum die Seele des Kindes in seinen Armen, als er die Wohnung der Hensmans verließ und weit von ihr sich auf ein großes Haus der Stadt niederließ.

Als Herr Standel sich an dem Abend zum Nachtessen hinsetzte, sah er eine Flasche Wein auf dem Tische stehen. Das wunderte ihn, denn wenn

auch die Standels sehr reich waren, erschien doch selten etwas anderes als Wasser bei ihrem Mahle. Er fragte seine Frau:

»Wessen Namenstag ist denn heut?«

Die Frau erwiderte lächelnd:

»Wie? erinnerst Du Dich denn nicht, daß es heute gerade ein Jahr ist, daß der verfluchte Schelm von Hensmans auf dem Schaffot stand? Den Tag müssen wir feiern, das haben wir ja gelobt.«

Sei es nun, daß Standel seit einiger Zeit Reue empfand über die Art, wie er Hensmans das Geständniß des Diebstahls abgepreßt hatte, oder zweifelte er jetzt schon an seiner Schuld, kurz, er erbleichte bei den Worten seiner Frau und schlug die Augen nieder, ohne eine Silbe zu erwidern.

»Haben wir es nicht gelobt?« wiederholte die Frau. Du weißt doch noch, es war ja am Tage der Ausstellung. Damals haben wir ja auch ein Gläschen auf das Brandmark des scheinheiligen Diebes getrunken.«

»Gelobt, gelobt!« brummte Herr Standel. »Es ist möglich, daß wir im größten Eifer so etwas gelobt haben, aber jetzt will ich nichts mehr davon hören. Setze die Flasche aus meinen Augen — ich trinke keinen Tropfen daraus.«

Der sonderbare Ausdruck in den Zügen ihres Mannes und der ernste Ton seiner Stimme schienen einen tiefen Eindruck auf die erstaunte Frau zu machen und es war, als ob auch sie ein heimlicher Schrecken durchschauere. Sie sah ihren Mann einen Augenblick fragend an und brach dann in ein langes Hohngelächter aus. Aus ihrem Angesicht blickte feige Bosheit, Haß und Rache freude.

Man sagt, das Herz der Frau sei ein Schatz von Liebe, Edelmuth und Selbstaufopferung: das ist es aber nicht immer. Der Frauen Herz ist eine Harfe, deren Saiten bei der leisesten Berührung erklingen; dem Nachdenken und Ueberlegung bleiben die Saiten stumm, nur das Gefühl des Augenblicks ist der mächtige Finger, der ihnen Töne entlocken kann. Sind sie in der Stimmung der Liebe und Güte, o, dann ist die Frau ein Engel des Trostes und der Zärtlichkeit auf Erden; hat sie aber einen schlechten Grundton, dann athmet ihr Gesang nur hämischen Neid, Verfolgung und Verläumdung.

Frau Standel war eine dieser niedrigen Seelen, die nur in dem Sumpfe des Bösen und von der Galle des Hasses leben zu können scheinen. Es wunderte sie gewaltig, ihren Mann auf der Reue zu überraschen; sie nahm seine Worte als einen Verweis auf und rief zornig:

»Haha, sollte man nicht meinen, es thue dir leid, daß der Schelm Hensmans an dem Pranger gestanden hat? Man hätte gewiß den Dieb laufen lassen sollen, nicht wahr? Dann hätte er noch einmal in unser Haus einbrechen können. Standel, Mann, du wirst alt und verschleißest langsam. Haha, du zitterst ja und erbleichst, sobald man den Namen Hensmans nennt. Ach du jämmerlicher Kauz! Laß den Wein nur stehen, ich kann ihn schon allein trinken.

»Das Gericht hat ihn verurtheilt,« antwortete Herr Standel betrübt. »Er hat seine Strafe verdient, daran zweifle ich nicht, aber, ist denn die nicht hart genug? Fünf Jahre Zwangsarbeit und ein Brandmark. Laß den Bösewicht seine Schuld immerhin büßen. Warum aber sollen wir uns so über das Unglück eines freuen, der doch Mensch ist, wie wir?«

»Mensch, wie wir! Unglück! Was bedeuten alle diese Tollheiten?« frug Frau Standel lachend. »Am fünfzehnten Januar vorigen Jahres da war es ein ganz Anderes: da mußte ich dir erzählen, wie der Schelm auf dem Schaffot gestanden, wie der Henker ihm das Mal ins Fleisch gebrannt, wie er sich vor Schmerz krümmte, da durfte ich nicht ein Pünktchen vergessen — und wie gut schmeckte dir der Wein damals, wo du einen Zug auf das Brandmark des scheinheiligen Diebes trankest . . . «

»Höre auf, um Gottes Willen, höre auf!« fiel Herr Standel ein, »ich kann nichts dazu thun, aber deine Worte machen mich schauern. Es sagt mir seit einiger Zeit etwas im Innersten meiner Seele, daß wir nicht Recht daran thun, uns an dem Leiden eines unglücklichen Gefangenen zu freuen und wäre er selbst ein Mörder! Alles, was du da gesprochen, ist Bosheit und Sünde und ich will keinen Theil daran haben.«

»so, so?« sprach die Frau erbittert. »Ist das Bosheit, was ich sage? O du bist ein Heiliger! Du hast Lambrecht Hensmans nicht auf das Schaffot gebracht, he? Hast ihm auch nicht die Pistole auf die Brust gehalten? Hast du dieß nicht vor Gericht geleugnet? Bewahre, dazu warst du nicht fähig, das Alles habe ich gethan, nicht wahr?«

Du hast mir dazu gerathen!« antwortete Herr Standel mit schnell aufsteigendem Zorn.

Jetzt entspann sich zwischen beiden Gatten ein heftiger Streit, wobei einer die Schuld von Allem auf den Andern schob, während sie doch Alles zusammen überlegt und ausgeführt hatten. Aus ihren Reden ging klar hervor, daß keiner von beiden mehr ganz und durchaus von Hensmans Schuld überzeugt war; ebenso offen sprach aus ihnen der Haß, welchen sie

gegeneinander hegten.

Nach langem schelten hatte die Frau den Wein allein getrunken und darauf gingen sie murrend und brummend zu Bett.

Sie schliefen ihren ersten Schlaf, als der Engel des Todes die Kammer der Hensmans verließ und sich auf ihr Haus niederließ.

Plötzlich erwachte Frau Standel. Eine schreckliche Angst beklemmte ihre Brust; es war ihr, wie wenn ganze Ströme von Blut aus ihrem Herzen nach ihrem Kopfe getrieben würden; alles wirbelte um sie herum; Lichtchen und Funken sprühten vor ihren Augen umher. sie weckte zitternd ihren Mann und als dieser aufsprang und erschrocken frug: »Was ist das? Was fehlt dir? Was willst du? da sprach sie mit trockner Stimme:«

»Ach schnell, hilf mir auf! Luft, Luft, oder ich erstickte! schnell, Luft! Luft!«

»Herr Standel half ihr von dem Bette auf und setzte sie auf einen Stuhl; aber sie zeigte nur jammernd auf

das Fenster und seufzte:

»Oeffne, öffne! Um Gottes Willen, ich ersticke — das Blut! — Der Tod!«

Herr Standel riß das Fenster auf. Das Unwetter fuhr mit wilder Gewalt in das Zimmer, der Wind heulte sein schrecklich Lied um die sterbende, der Schnee erfrischte ihre glühende Stirn . . . Dann sprach sie mit noch unverständlicherer Stimme:

»Es hilft nicht: der Tod ist da . . . Einen Priester, o einen Priester! Laßt mich nicht ohne Beichte sterben! O schnell einen Priester!«

Herr Standel wußte vor Angst und schrecken nicht, was er anfangen sollte. Er lief verzweifelt bis zur Treppe und rief der Magd, dann kehrte er zu seiner Frau zurück und wusch ihr die Stirn mit Wasser und Essig. Gleich darauf schickte er die Magd zum Pfarrer und zum Arzt.

Ein Blutsturz hatte Frau Standel getroffen. Sie schien des Lebens schon beraubt; nur das Röcheln in ihrer Kehle bewies, daß der Streit zwischen Leben und Tod noch nicht entschieden sei. Ihre Lippen waren schon schwarz, ihre Augen geschlossen, das Haupt hing bleischwer auf die Schulter nieder. Alles kündete den nahen Tod. Da trat der Geistliche ein und auf die Kranke zu.

Wie wenn das nahe Gericht vor dem höchsten aller Richter sie mit Angst durchschauert hätte, so zuckten jetzt all ihre Glieder krampfhaft zusammen und sie schrie mit schneidender Stimme:

Hensmans! Hensmans!

Als der Priester neben ihr stand, war sie schon eine Leiche.

Der Engel des Todes trug die Seele des Kindes und die der Frau vor den Richterstuhl des Herrn . . .

Am folgenden Tage gegen Mittag trat ein Unbekannter in das Haus der Hensmans und gab der Frau, welche unten wohnte, ein versiegeltes Päckchen für Willem. Als dieser es öffnete, fand er darin ein Stück Kattun und ein Papier mit fünf Napoleonsd'or.

Wer konnte ihm diesen Schatz senden? War es Karl oder Klara? Er wagte nicht darüber zu entscheiden: die Summe war zu groß und er hatte doch keine andere Freunde auf der Welt.

Von wem das Geld auch kommen mochte, Willem nahm es dankbar an, denn es sollte ihn in seinem

Unglücke trösten. — Jetzt konnte er ein
Todtenkränzchen für Thereschen kaufen³ und eine
Messe für ihr armes Seelchen lesen lassen.

XXI.

Grade wie wenn das arme Thereschen ein Sühnopfer gewesen wäre, so veränderte sich nach dem Tode dieses Kindes plötzlich das Schicksal der Hensmans. Gegen ihre frühere Armuth gerechnet, waren sie jetzt reich, denn selbst nach fünf Monaten blieben ihnen noch zwei Napoleonsd'or übrig.

Die Ursache davon war, daß Willem jetzt in einem kleinen Handlungshause die Bücher führte, und für die zwei Stunden, welche er täglich darauf verwendete, jährlich vierhundert Franken bekam. Jetzt mangelte ihnen nichts mehr, und Willem konnte seinen Vater jede Woche besuchen; die Erlaubniß dazu hatte man ihm in einem versiegelten Briefe geschickt, ohne daß er wußte, woher ihm diese große Gunst kam. Was ihn aber am Meisten freute, das war, daß seine Mutter nicht nur ihre vorige Ruhe wieder erlangt hatte, sondern daß es sich selbst mit ihrem Verstande tagtäglich mehr besserte.

Ueber die schnelle Veränderung seiner Lage war Willem aufs Aeüßerste erstaunt.

Wie er auch sann und sann, so vermochte er doch

nicht zu begreifen, wie man ihn, den Sohn von Lambrecht Hensmans aufsuchen konnte, um ihm aufs Vertrauensvollste die wichtigsten Sachen in die Hände zu geben. Man wollte ihn also trösten, nicht nur durch Geld, sondern auch durch Beweise von Achtung. Wer konnte der Wohlthäter sein? Klara? — Ihr Vater hatte zwar zugegeben, daß sie den Hensmans beistehe und ihnen helfe, unter der Bedingung natürlich, daß sie nie mehr zu ihnen gehe; aber das war doch zu viel für sie; dieß Alles konnte nicht von ihr allein kommen. Und Willem hatte noch andere Ursachen zu glauben, daß eine geheimnißvolle Person sich bemühte, ihm Gutes zu thun. Vor kaum vier Tagen war ein Advokat zu ihm gekommen und hatte ihn eine Bittschrift unterzeichnen lassen, in welcher um Begnadigung seines Vaters gebeten wurde. Der Advokat sagte ihm, daß die Gelegenheit äußerst günstig sei, und das war in der That so. Die verbündeten Mächte hatten die Franzosen aus unserm Vaterland vertrieben und die Niederlande zu einem Königreich unter Willem, Prinzen von Oranien, vereinigt. Innerhalb weniger Tage sollte der Prinz in den Besitz seiner Länder treten und der Advokat wollte den Tag benutzen, um ihm die Bittschrift zu überreichen. Er wollte selbst eine Reise darum machen und dem Prinzen möglichst nahe sein, um möglichst viel Fürsprache zu gewinnen.

Als der Jüngling ihn erstaunt frug, ob die Kosten dieser Reise sich nicht zu hoch belaufen würden, verließ der Advokat die Kammer mit den Worten:

»Seid darüber ruhig, ich bin bezahlt.«

Obschon Willem nicht viel Vertrauen auf die Worte des Advokaten legte, so hatte er doch jetzt eine neue Hoffnung auf Erlösung und das war immerhin schon ein Glück.

Um diese Zeit saß Herr Stadel einmal nachdenkend an einem offenen Fenster gartenwärts. Die milde Abendluft wehte zu ihm hin, das grüne Laub lachte ihm zu, Alles in der jungen Natur goß Trost und Leben in sein Herz. Und trotzdem saß Herr Stadel da, die Augen fest auf den Boden des Zimmers geheftet, und regungslos, wie Jemand, der in tiefen Schlaf versunken daliegt. Wer ihn also gesehen, der mußte alsbald schließen, daß ihm ein heimlicher und schrecklicher Kummer auf dem Herzen lag, daß tiefe Gewissensbisse ihn ohne Unterlaß quälten. Herr Stadel, der vor einem Jahr noch alle Zeichen wohlberechneten materiellen Genusses auf dem Gesichte trug, die Röthe des müßigen Wohllebens, das

halbe Lächeln der mißbilligenden Habsucht, den selbstzufriedenen Blick, der Mann war nun mager und siechend, sein Gesicht war bleich, seine Wangen hohl und alle seine Bewegungen langsam und träge.

Der schnelle Tod seiner Frau und der Name Lambrecht Hensmans, der von ihren erbleichenden Lippen im Tode noch als letzter Schrei der Verzweiflung aufgestiegen war, hatten ihm plötzlich die Binde von den Augen weggerissen und ihn all das Niedrige seines Betragens gegen die Hensmans erkennen lassen. Nun wo er die böse Lebensgefährtin verloren, war er ohne alle Vertheidigung ganz seiner angeborenen Schwäche bloß gegeben. Er versank in Schwärmerei und hielt sich bald für überzeugt, daß seine Frau unfehlbar zur Hölle verdammt sei und nun ewig leiden müsse, weil sie an der ungerechten Beschuldigung Theil gehabt. In seinen Träumen sah er sie von Flammen und Teufeln umringt, hörte er ihre klagende Stimme, welche ihm Gottes Zorn androhte. so war er Tag und Nacht ohne Ruhe und fühlte er ohne Ende das Nagen des Wurmes, der nicht stirbt. Sein Körper hatte so sehr darunter gelitten, daß sein Gesinde und die Nachbarn gewiß waren, er werde bald an den Folgen der Auszehrung sterben.

Gewiß hätte Herr Standel die Hälfte seines Vermögens hingegeben, um Hensmans aus dem

Gefängniß zu erlösen; doch wie sollte er das anfangen? Konnte er denn vor der ganzen Stadt erklären, daß er die Richter belogen habe, um einen unglücklichen Vater, der dazu noch vielleicht ehrlich und unschuldig war, brandmarken zu lassen und in den Kerker zu bringen? Schon seit Monaten kämpfte er also schrecklich in seinem Innersten, ohne daß er sich entschließen konnte, so sich der öffentlichen Schande Preis zu geben. Hätte er aber auch öffentlich bekannt, welcher Mittel er sich bedient, um Hensmans des Diebstahls zu überweisen, dann wäre dadurch dennoch die Unschuld des Verurtheilten nicht erwiesen gewesen. Es gab Augenblicke, in welchen Standel selbst sich noch für überzeugt hielt, daß Hensmans in der That der nächtliche Dieb sei.

So stets von seinem immer wachenden und nimmer ruhenden Gewissen verfolgt und gequält, konnte Standel nicht unthätig bleiben und je näher der Tod ihm trat, um so eifriger sann er auf Mittel, Hensmans zu erlösen, und dessen Angehörigen Trost zu bringen. Dieß Letztere gelang ihm leicht und mit geringen Opfern; in seinen Bemühungen aber, von dem neuen König die Begnadigung des Gefangenen zu erwerben, war er weniger glücklich; ja endlich wurde ihm selbst die letzte Hoffnung auf Gelingen durch eine entschiedene Verweigerung seiner Bitte geraubt.

Nun saß er da und dachte wieder an seine Frau und den armen Hensmans. Faßte er den Entschluß, öffentlich seine Lüge zu bekennen? Plötzlich sprang er nach langer Regungslosigkeit schnell auf und rief mit fester Stimme:

»Wohlan, es sei! Vielleicht kann ich noch die Seele meiner Frau erlösen, vielleicht finde ich dann noch Ruhe. Ich werde fliehen und fern von hier mein Leben enden!«

Eben wollte er sich zum Ausgehen bereiten, als die Hausschelle klang. Die Magd brachte ihm einen Brief.

Sobald Herr Standel denselben geöffnet hatte und die Unterschrift sah, überflog ein Ausdruck lebendigen Erstaunens seine Züge und er zitterte vor Neugier. Der Brief kam aus Brüssel und zwar von dem Advokaten, der in dem Prozesse gegen Lambrecht Hensmans aufgetreten war. — Was hatte der zu schreiben? Hört, Herr Standel liest mit gedämpfter Stimme:

Brüssel, den 10. Juli, 1814.

Mein Herr!

Gestern wurde hier ein arger Verbrecher, Namens Loebergs, durch das Gericht zu ewiger Zwangsarbeit verurtheilt, und zwar wegen eines Diebstahls mit

Einbruch und Mordversuch. Nachdem das Urtheil gesprochen war, frug er den Präsidenten, ob es ihm erlaubt sei, ein Geständniß abzulegen? Als ihm dieß gewährt worden, sprach er: Ich bin ein Dieb und ein Schelm, das ist wahr, und ich habe meine Strafe verdient, aber ich will doch nicht haben, daß Unschuldige für mich leiden. Zu Vilvoorde sitzt ein gewisser Lambrecht Hensmans, der zu fünf Jahren Zwangsarbeit und einem Brandmark verurtheilt wurde, weil er vor anderthalb Jahren auf dem Eiermarkt zu Antwerpen in dem Hause von Standels gestohlen haben soll. Den Diebstahl aber habe ich begangen: Hensmans ist unschuldig. Und damit ihr nicht daran zweifelt, so will ich euch sagen, wo noch ein Theil des gestohlenen Gutes liegt und wo das Uebrige geblieben ist.

Darauf hat Loebergs aufs Allerklarste bewiesen, daß nur er den Diebstahl begangen haben konnte. Auf mein Andringen hat man die ganze Sache mit der äußersten Eile untersucht und heute schon ging der Befehl zur Befreiung nach Vilvoorde ab; ich habe dem Boten mein bestes Pferd gegeben. Wenn sie diesen Brief empfangen, dann ist Lambrecht Hensmans schon auf freien Füßen und auf dem Wege nach Antwerpen.

Als sie mir die Vertheidigung Ihrer Sache

übertrugen, schienen sie von der Schuld des Angeklagten überzeugt, und sie leugneten, daß sie ihm das Bekenntniß der Missethat mit Gewalt abgezwungen hätten. Ich will glauben daß sie dabei ehrlich zu Werke gingen, obschon ich ein Recht habe, zu vermuthen, daß sie mich belogen. Aber mein Brief ist nicht bestimmt, Ihnen Vorwürfe zu machen; einen Rath jedoch möchte ich Ihnen geben.

Bedenken sie, daß Lambrecht Hensmans ein Brandmark trägt, daß seine Familie wahrscheinlich an den Bettelstab gebracht ist. Sie sind reich und können das Böse, was sie ihm zugefügt, theilweise wieder gut machen. Bedenken sie, daß sich Alles gegen sie erheben wird, und daß es nur ein Mittel giebt, den allgemeinen Haß abzuwenden, und Jedermann zu beweisen, daß sie unwissentlich geirrt haben. Erheben sie die Hensmans vor Aller Augen aus ihrer Armuth, überladen sie die Familie mit Wohlthaten, und man wird überzeugt sein, daß sie ohne Ihre schuld irrten, als sie den Mann so glühend verfolgten.

Und wenn sie wirklich das gethan, was Lambrecht Hensmans vor Gericht aussagte, dann denken sie auch an Gott, den Rächer der Unschuld, denken sie an mich, den sie durch falsche Aussagen zur Beschuldigung eines Unschuldigen, eines armen Familienvaters verleiteten.

In jedem Falle habe auch ich eine Pflicht gegen Hensmans zu erfüllen, und wenn sie ihn sein Unglück nicht vergessen machen, dann werde ich es thun, obgleich ich eine große Anzahl von Kindern habe. Aber ich hoffe, daß sie einsehen und es erkennen werden, daß Ihr eigener Vortheil und die Ruhe Ihres Lebens dieß fordern.

In dieser Erwartung bleibe ich Ihr
ergebener

Van Meessen.

Herr Standel hatte das Lesen dieses Briefes oft durch beklommenes Athemholen unterbrochen; je weiter er darin kam, um so mehr zitterte er vor tiefer Erschütterung. Nun, wo er zu Ende war, schlug er die Hände vor die Augen und weinte heiße Thränen, während seine Lippen kaum hörbar sprachen: »Denke an Gott! Denke an Gott!«

Plötzlich erhob er das Haupt, als ob ein kräftiger Entschluß ihm neuen Muth gegeben habe. Er warf seine Hauskleider ab, und zog andere Kleider an. Dann nahm er einige Papiere aus einem Kästchen, steckte sie in seine Tasche und stürzte aus dem Hause.

XXII.

Frau Hensmans betete in tiefer Andacht ihren weißen Rosenkranz. Neben ihr saß Ursula auf einem kleinern Stuhle und strickte an einem Strumpfe.

Das Kind schien ein wenig beängstigt in dem Dämmerlichte des Vorabends, und blickte zuweilen schüchtern nach seiner Mutter. Und wirklich war die arme Frau nicht so ruhig wie gewöhnlich: ihre unstäten Augen glänzten in ungewohntem Feuer, und so oft sich unten im Hause etwas regte, oder man sonst ein Geräusch hörte, wurde sie von einem plötzlichen Schrecken erfaßt und bebte sichtbar. Ursula hatte mit Bangigkeit eine Weile die Aufregung ihrer Mutter beobachtet; sie wagte es aber nicht, ein Wort zu sprechen, denn so allein mit der armen Wahnsinnigen mußte sie denken, daß ihr Geist nun ganz irre war, und davor hatte das Kind eine namenlose Furcht.

Sie wollte eben das Licht anzünden, obgleich es noch ziemlich hell im Zimmer war, als man die Vorthüre öffnen und wieder schließen hörte. Bewegt sprang die Mutter auf, und rief, indem sie nach der Thüre wies:

»Da ist er, da ist er!«

Weil sich aber nichts mehr hören ließ, und Alles still blieb, setzte sie sich wieder nieder, nahm ihren Rosenkranz und sagte verzweifelnd:

»Noch nicht! . . . er muß dennoch kommen!«

»Ach, lieb Mütterchen, bleib' doch sitzen« seufzte die bange Ursula, »heute wird er nicht kommen, das weißt du ja?«

»Heute nicht kommen, Ursula?« wiederholte die Mutter. »Nicht kommen!«

Das Mädchen wagte nicht zu antworten, so tiefen Eindruck machten die glänzenden Augen ihrer Mutter auf sie; sie setzte sich wieder still nieder und nahm ihr Strickzeug zur Hand. Die Frau wies plötzlich mit dem Finger vor sich hin und sagte mit erregter Stimme:

»Nicht kommen, ha ha! sieh dort, ganz ferne im freien Felde! Da öffnet sich die Thüre eines großen Hauses, und er tritt heraus; sieh, wie fröhlich er lacht. Ein Engel hat ihm Flügel angethan, — er fliegt wie ein Vogel über Bäume und Thürme. — Fliegen geht doch schnell, Ursula, ach wie schnell! Er kommt . . . da ist er . . . sieh doch, wie er lacht, der Arme!«

Eine lange stille folgte diesen Worten, bis die Mutter endlich in ruhigem Tone sagte:

»Ursula, zünde die Lampe an, Kind; denn Willem

wird gleich nach Hause kommen, und du mußt deine Lektion noch überlesen.«

Das Kind schien sich über die Ruhe seiner Mutter zu freuen, und befolgte ihren Befehl. Kaum hatte es sich aber am Tische niedergesetzt, und ein kleines Lesebuch aufgeschlagen, als die Mutter wieder aufsprang, und zitternd nach der Thüre blickte; als sie aber die Stimme ihres Sohnes auf der Treppe vernahm, überzog ein sanftes Lächeln ihre Züge.

Willem kam in diesem Augenblicke mit einem Herzen voll Freude und Träumen von Glück und Liebe nach Hause zurück. Als er bei dem Bürger gewesen, dessen Handelsbücher er in Händen hielt, trat er auf dem Rückwege in die Dominikanerkirche ein, und beugte sich über eine Kniebank, um für Thereschens Seele und seinen Vater zu beten. Als er eine Viertelstunde still und andächtig auf dem Bänkchen gekniet hatte, empfand er plötzlich eine unbegreifliche Aufregung; sein Herz jagte schneller, und eine dunkle Röthe überzog seine Stirn; — es war, als ob ihm die Luft etwas Geheimnißvolles zugeweht hätte, als ob sich ein Gegenstand in seiner Nähe befände, der ihn erröthen machte, und ihm das Blut schneller durch die Adern trieb. Er wußte nicht was in seinem Innern vorging — und doch wandte er plötzlich das Haupt um, wie Jemand, der seinen

Namen nennen hört.

Sein Blick fiel gerade auf das Angesicht eines betenden Mädchens, welches weit hinter ihm auf einer hölzernen Bank kniete und mit gefalteten Händen vom Himmel eine Gnade zu erflehen schien. — Es war Klara! sein Herz hatte die Gegenwart dieses Engels gefühlt!

Willem warf einen Blick in den verbotenen Spiegel der Seele und wandte erschreckt das Auge davon weg. Mit gebeugtem Kopfe saß er da und zitterte und bestrebte sich vergebens die Ruhe und die Andacht in sein Gemüth zurückzurufen. Beten konnte er nicht mehr; — er nahm seinen Hut und wollte eilig die Kirche verlassen; aber in dem Portal sah er plötzlich Klara vor sich stehen, die zur andern Seitenthüre herausgetreten war. — Nun konnte er eine Begegnung nicht mehr vermeiden: Auge und Mund mußten die Gefühle des Herzens ausdrücken!

Der Jüngling schlug schweigend und beschämt die Augen nieder, und blieb stehen, als ob er nur aus Höflichkeit auf die Seite trete; aber der ergreifende Druck einer bekannten Hand machte ihn beben, und gab ihm Muth in die Augen der Freundin zu schauen. Er konnte keinen andern Laut als Klara hervorbringen! Aber dieses Wort umschloß allen Trost und alle

Hoffnung, die er in seinem Herzen barg. Zwei helle Thränen, die über die Wangen der Jungfrau rollten, waren die ganze Antwort.

Gewiß würden sie noch lange die süße und beredte Augensprache miteinander geführt haben, hätten nicht andere Personen die aus und ein gingen die stille Begegnung gestört. Klara zog ihre Hand mit einem letzten Drucke aus der seinen und fast unhörbar erklangen unter dem Portal der Kirche die Worte: »Guten Tag Willem! Guten Tag Klara!«

Als der Jüngling allein war, blieb er noch eine Weile in Selbstvergessenheit versunken, stehen.

Erst glaubte er, Alles sei ein trügerischer Traum gewesen; aber bald athmete er wieder freier, und sein Herz klopfte ruhiger, denn es ward ihm klar was die edle Freundin ihm gesagt hatte. Da leuchteten noch vor ihm in der freien Luft zwei glänzende Diamanten, die sagten ihm: »ich liebe dich noch; für dich habe ich gebetet; verliere die Hoffnung nicht! . . . «

Als er die Kirche verließ, waren seine Züge durch einen Ausdruck von seeligem Entzücken verklärt, und er eilte mit leichten Schritten fröhlich seiner Wohnung zu, um seiner Mutter sein Glück mitzutheilen. Von Klara wollte er nicht mit ihr sprechen; aber er hatte an diesem Tage noch eine andere Freude erlebt, und

damit wollte er der armen Wahnsinnigen ein Vergnügen machen.

Singend flog er die Treppe seiner Wohnung hinauf öffnete die Thür und fiel seiner Mutter um den Hals mit den Worten:

»Ich bringe gute Nachrichten! gute Nachrichten!«

»Gute Nachrichten?« wiederholte die Frau. »Hast du ihn auch gesehen? ha! ha!«

Jetzt dachte erst Willem daran, daß seine Mutter ihn nicht verstehen konnte. Seine Züge wurden plötzlich ruhiger; er faßte sie still bei der Hand, setzte sich neben sie und sprach, während er schmeichelnd seinen Arm auf ihre Schulter legte:

»Lieb Mütterchen, ich will dir was sagen, was dir Freude machen wird.«

»Ja Kind,« erwiderte neugierig die Frau.

»Gieb wohl Acht, Mutter. Der Kaufmann, dessen Bücher ich führe, hat mir so eben gesagt, daß ich sechshundert Franken jährlich von ihm erhalten soll. Verstehst du, liebe Mutter, das sind zweihundert Franken mehr!«

»Zweihundert Franken mehr,« murmelte die Frau, »das ist viel!«

»Ja,« erwiderte Willem »gewiß ist das viel. Nun verdiene ich schon fünfzig Franken monatlich, außer

meinen Gedichten. Nun können wir doch ruhig leben, nicht wahr? Und sei nun auch vergnügt, liebe Mutter, und du auch Ursula: nächsten Sonntag kaufe ich euch Beiden ein neues Kleid!«

Er küßte seine Mutter zärtlich, und blickte ihr in die Augen, als ob er fürchtete, daß sie ihn nicht ganz verstanden habe. Er schien, in der That, Recht zu haben, denn die Frau schwieg. Nach einem kurzen Bedenken seufzte sie:

»Wie lange wirst du noch auf dem Söller schlafen, Willem?«

Ursula trat vor ihre Mutter und sagte flehend:

»Ach, lieb Mütterchen, laß mein Bettchen auf den Söller setzen; ich fürchte mich nicht und kann recht gut allein schlafen . . . «

»So schweigt doch einmal alle Beide« fiel Willem mit freudiger Ungeduld dem Kinde in die Rede. »Es schläft Niemand mehr auf dem Söller! — Ursula, laß mich einmal aussprechen, und höre du mich ruhig an, Mütterchen. Ich habe nun zweihundert Franken mehr, verstehst du? damit läßt sich schon etwas anfangen. Wenn wir nun das ganze Haus wieder mietheten, und unten wohnen könnten — daß weder du noch Ursula all das Wasser herauf schleppen müßtet? Wenn ihr wieder unten in dem schönen, großen Zimmer mit

eurer Arbeit am Fenster sitzen könntet, und sehen, was all auf der Straße vorgeht? Nun, was würdest du dazu sagen?«

Ein freundliches Lächeln umschwebte die Züge der Frau; sie rief mit erhobenen Händen:

»Gott, Ursula, wie schön wäre das!«

Das Kind sprang von seinem Stuhle auf, und küßte seine Mutter mit ungestümer Freude.

»Und ihr müßt nicht glauben, daß ich Scherze,« fuhr Willem fort, »die Leute, die bisher unten wohnten, ziehen übermorgen aus; ich war bei dem Hauseigenthümer. Es ist gemiethet, Mutter, — das Haus ist gemiethet!«

Die Frau schien diese Worte ganz gut zu begreifen, denn sie sprach freudig:

»Ach, das ist eine gute Nachricht! Dann schläft Willem droben in der schönen Kammer, und ich mache neue Gardinen um sein Bett — von feinem Leinen. Ursula's Bettchen kommt in diese Stube, und ich und der Vater, wir schlafen unten. Ach Gott! es ist gerade wie früher . . . Wie wird sich der Vater freuen! Ach Kinder, wie wird er sich freuen!«

Der Jüngling hörte mit Wehmuth, daß der Geist seiner Mutter immer noch nicht ganz von dem Nebel des Wahnsinnes befreit war. Um sie von diesem

Punkte ihres Irrsinnes abzulenken, sagte er zu seiner Schwester:

»Komm, Ursula, sage deine Lektion her, und zeige deine Schrift!«

Aber die Frau faßte ihn bei der Hand, und sagte in sonderbarem Tone:

»Die Menschen sagen, ich sei närrisch. Willem, es ist doch nicht wahr, Kind.«

Willem blickte seine Mutter überrascht an und schüttelte unwillig das Haupt. Sie fuhr fort:

»Ja wohl, sie nennen mich eine Närrin, und wollen mir glauben machen, daß der Vater nicht wiederkommt. Ha! ha! nicht wiederkommt! sieh da oben — da fliegt er!«

Plötzlich hörte man die Hausthür sich öffnen und unten im Hause ein Geräusch von Stimmen, wie wenn etwas gar Unerwartetes da vorginge.

»Er ist es! Er ist es!« rief die Frau begeistert aufspringend.

Willem und Ursula standen von unerklärlicher Angst erfaßt, zitternd und bebend da.

Die Thüre des Kämmerchens flog auf. Ein dreifacher Ruf: »Vater, Vater! Lambrecht, Lambrecht!« tönte in dem Gemach; Mutter und Kinder hingen am Halse des Eintretenen und es vergingen einige

Minuten unter glühenden Küssen und seeligem Jubeln.

Lambrecht Hensmans drückte sein Weib an die Brust und küßte die Thränen von den Wangen der Treuen, der armen Wahnsinnigen, die es wurde aus Liebe zu ihm. Auch seinen Sohn, auch Willem drückt er an die Brust, den einzigen, den erstgeborenen, den edeln Sohn. Auch Ursula erfaßt er endlich, die sich ihm auf den Rücken gehangen, weil sie anders seine Wangen nicht erreichen konnte. Dann erzählt er mit abgebrochenen Worten, wie seine Unschuld erkannt wurde, wie seine Ketten auf immer sanken. Freudenthränen strömten reichlich bei dieser Erzählung und manch Dankeswort zu Gott mischte sich darunter.

O dieser Augenblick ist wahrlich ein seeliger, ein feierlicher für dich Lambrecht Hensmans. Zweifle nicht an deinem Glück: es ist in der That der Kuß deines Sohnes, der dir auf der Stirn brennt, es ist die Hand deiner Frau, die in der deinen lebt, es ist Ursulas Silberstimmchen, welches dir in's Ohr singt: Väterchen lieb!

Warum aber ist dein Auge so starr auf das klein Stühlchen geheftet? Es sind nicht Thränen der Freude allein, welche dir über die Wangen rollen . . . Du

fühlst, daß eine Stelle da leer ist. Thereschen, nicht wahr? — Das arme Thereschen!

Willem sah den Schatten der Betrübniß über seines Vaters Antlitz gleiten. Wie sehr aber auch die Lücke im Familienkreis seine Freude zu mindern drohte, so riß er sich dennoch mit Gewalt von der trüben Erinnerung los, warf sich von Neuem an den Hals seines Vaters und rief:

»Frei? Frei? Mein Vater frei? O Gott, ich kann es nicht glauben! O Klara!«

»Du gehst doch nicht wieder ins Gefängniß zurück, Väterchen lieb?« frug Ursula schmeichelnd.

»Frei?« wiederholte Willem. »O frei und für unschuldig erklärt? Versteht ihr, Mutter? Unschuldig? O die Nacht wird mir lang werden; morgen gehe ich den ganzen Tag in der Stadt umher; ich kann also endlich die Stirn frei zeigen ich kann mit stolz auf euch zeigen . . . Aber so soll der frohe Tag nicht enden: wir sind reich Vater, heut wollen wir feiern! Wir können ja doch nicht schlafen!

Er stand auf und gab Ursula Geld:

»Geh, Urselchen, und hole zwei Flaschen Wein auf der Ecke und sage nur Jedermann, daß der Vater wieder zu Hause ist.«

Das Kind sprang auf und eilte jubelnd die Treppe hinunter.

Schnell warf Willem die Bücher seiner Schwester vom Tisch und zündete eine größere Lampe an. Seine Züge strahlten von hohem stolz; er schritt mit so hellem Auge in der Kammer umher, als sei ihm der kleine Raum plötzlich zu eng geworden, und indem er so auf und ab ging oder sprang, murmelte er unverständliche Worte und lächelte und lachte. Gewiß, die Gluth seiner Poesie war zurückgekehrt und er war wohl beschäftigt, einige Verse auf die frohe Rückkehr des Vaters zu dichten; wenigstens sprach er mit leiser Stimme:

Dem guten Gott zum Dank steig' unser Freudenruf
Vereint zum Himmel auf! Der Vater kehrte wieder!
O Stunde reich an Glück! Die Gläser . . .

Während Willem also trachtete, seine Verse zusammen zu bringen, und Alles zum Feste bereit machte, starrte Lambrecht Hensmans mit inniger Liebe, aber auch mit ängstlich forschendem Blick auf seine Frau hin, welche neben ihm saß und ihn mit thränenvollem Auge anschaute.

»Liebe Anna,« sprach er, »so sehe ich dich also wieder! Ich dachte nicht, daß ich noch so glücklich sein würde. Du bist sehr krank gewesen, nicht wahr?«

»Krank? Ja,« erwiderte sie. »Aber ich wußte doch, daß du zurückkommen würdest. Willem wollte es mir nicht glauben und die Leute lachten mich aus und sagten ich sei närrisch. Ich konnte aber doch nichts dazu. Du siehst wohl, daß ich Recht hatte. Gott selbst legte das Gefühl in mich.

Die Worte rissen gewiß den guten Lambrecht Hensmans zur unaussprechlichen Freude hin, denn er schlang seine Arme um den Hals der Frau und drückte sie unter einer neuen Fluth von Freudenthränen an's Herz. — O Himmel, nein, seine theure Anna, seine gute Frau war nicht wahnsinnig! so glaubte er wenigstens und in dieser beseeligenden Gewißheit erhob er die Hand dankbar zu dem allmächtigen Gott.

Ursula kehrte zurück und gab Willem die beiden Flaschen; dieser hatte unterdeß schon ein schneeweißes Tischtuch aufgedeckt und Gläser aus dem Schrank geholt.

Heiter näherten sich die Aeltern mit ihren Stühlen dem Tische und griffen zu den Gläsern. Der Jüngling erhob das seine begeistert und wollte wahrscheinlich eben seine Verse hersagen, als man die Hausthür sich

öffnen und eine jubelnde Frauenstimme hörte.

»Klara! Klara!« schrie Willem erschüttert und zitternd.

Und das Mädchen stürzte herein, sank auf die Kniee vor dem auf seinem Stuhle sitzenden Hensmans und schlang die Arme um seinen Nacken.

»Lambrecht, Vater!« rief sie. Ihr seid frei! Ihr seid unschuldig! Ach, Gott Dank, daß wir euch wieder haben!«

Sie ließ den gerührten Mann los und küßte die Frau, während ihr Mund das Wörtchen Mutter stammelte. Dann erhob sie sich rasch und starrte einen Augenblick, wie außer sich vor Freude, auf den ganz verwirrten Willem hin, der sich an dem Tische halten mußte und zitterte, daß die Gläser klangen. Klara that einen Schritt auf ihn zu, öffnete ihre Arme — sie blieb stehn — doch plötzlich rief sie mit schneidender Stimme Willem, Willem! und stürzte an des Jünglings Brust.

Es war ein feierlicher, heiliger Augenblick, als jetzt der Vater sich leise erhob und dort in der dunkeln Ecke mit emporgehobenen Händen vor dem Kreuze niedersank; als die Mutter Willem und Klara stumm an's Herz drückte und die theuren Häupter mit Thränen des Glückes beträufelte; als Ursula neben den

Vater hinkniete und mit ihrem silbernen Stimmchen die ernste stille unterbrach, indem sie betete: »Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name!«

Einige Augenblicke später saßen Alle wieder am Tische und tranken den Wein der Freude. Willem hatte seine Verse vergessen; da, ihm gegenüber, saß ja Klara, die dann und wann ihr schwarzes Auge zu ihm erhob und es dann beschämt wieder senkte: aus ihren Blicken sprach eine rührende Sprache voll Hoffnung, voll einer ganzen Zukunft.

Schon hatte ein heiteres Gespräch die stumme Rede der Augen ersetzt, man machte schöne Pläne, berieth sich, wie man das untere Zimmer wieder schmücken wolle, welche Blumen man auf der Fensterbank ziehen, welche Vögel man an den Giebel hängen, kurz, wie man sich all die frühern Freuden wieder verschaffen wolle, als Jemand herauf kam, und sagte, daß ein alter Herr da sei, der mit Willem Hensmans zu sprechen wünsche.

»Laßt ihn herauf kommen,« antwortete der Jüngling. »Er ist uns willkommen!«

Als die Thüre sich öffnete und der alte Herr eintrat, da sprangen Alle entsetzt von ihren Stühlen auf, und ein schneidender Schrei des Schreckens und des Abscheus tönte ihm entgegen. Der Greis blieb bestürzt stehen und beugte das Haupt tief, gleich einem Angeklagten, der vor seinen Richtern erscheint, und seines Urtheils harrt.

Todtenblässe hatte Willems Gesicht überzogen; seine Augen flammten dem alten Manne entgegen, seine Lippen bebten bei unverständlichen Worten, die Mundwinkel zuckten krampfhaft, sein ganzes Aussehen hatte etwas schauerregendes. Er schien den Fremden durchbohren zu wollen. Bald aber brach seine Stimme sich Bahn, und die bebende Hand ausstreckend, rief er:

»Weg, weg von hier, du höllischer Geist! Habt ihr es auch schon erfahren, daß mein Vater schuldlos ist? Auch ihr schon, Schlange des Bösen? Das ließ euch nicht ruhen, wie? Ihr mußtet hierhin kommen, unsere Freude zu stören, die Luft unserer Wohnung zu verpesten, wie ein Gespenst des Unglücks zu erscheinen, die Leute zu sehen, die euch entkamen . . . Weg, Teufel, weg von hier!«

Herr Standel bebte gleich einem Kinde bei den drohenden Worten des Jünglings und näherte sich der

Wand, um sich an derselben zu halten. So halb von dem Tische abgewandt, weinte er bittere Thränen.

Niemand sprach: ein Ausdruck des Abscheues und Hasses lag in allen Zügen; nur das kleine Urselchen, welches vielleicht den Mann nicht kannte, weinte gleichfalls, als es ihn weinen sah und ehe Jemand daran dachte, sprang es auf den Greis zu, faßte ihn bei der Hand und zog ihn zum Tische; doch das arme Kind verstummte und blieb starr und bebend stehen, als Willem ihm donnernd zurief:

»Laß los, Ursula, um Gottes Willen, laß die Hand los!

Geh schnell und wasche das Gift von deinen Fingern — weg von ihm oder ich fluche dir! — Und ihr, unverschämter Bösewicht, geht weg, fort aus meinen Augen!« —

Ursula hatte Herrn Standels Hand losgelassen, doch ohne sich von ihm zu entfernen; jetzt stand das Kind da und betrachtete mitleidig und mit feuchtem Blick den Greis, der bittend in die lieben Aeuglein der Kleinen schaute, als ob er Muth und Kraft aus ihnen schöpfen wolle. Dann sprach er mit flehend erhobenen Händen zu der Familie gewandt:

»Ach, ihr lieben Freunde, laßt mich um Gottes Willen doch nur ein paar Worte sprechen!«

»Freunde?« brummte Willem. »Er lästert Gott! Fort sag ich euch, ihr tödtet mich . . . «

Man sah dem Greise an, daß ihm etwas Wichtiges auf der Zunge schwebte, denn sonst hätte er nicht so lange der Wuth Willems trotzen können, sonst hätte er sich gewiß nicht auf einen Stuhl niedergelassen, wie er jetzt trotz der Drohungen des Jünglings that. Aber nun trat auch Klara zu Willem und legte ihren Arm um seinen Hals. — So zwang sie ihn zur Ruhe. Herr Standel flehte jetzt mit thränenden Augen den Vater:

»Gnade, Gnade, Lambrecht Hensmans! Vergebt einem dem Tode nahen Greise das Leid, welches er euch zugefügt hat . . . O alle Qualen der Hölle durchwühlen meine Brust, der Wurm des Gewissens nagt schrecklich darinnen . . . Ich fühle es, für mich giebt es weder Ruhe auf Erden, noch Seeligkeit im Himmel. Sehet mich an, die Pein da Innen hat meine Wangen gehöhlt und mich abgezehrt — jede Nacht steht der Engel des Todes drohend an meinem Bette — ich werde sterben — sterben in Verzweiflung und vor des Herrn Richterstuhl erscheinen, beladen mit der ganzen Last meiner Bosheit und eures gerechten Zornes. — Wollt ihr mich so sterben lassen, Lambrecht Hensmans?«

»Fluch über euch!« polterte Willem ihm entgegen.

Der Greis schauerte schrecklich zusammen bei dem Urtheil des Jünglings und sprach, indem er die Augen niederschlug:

»Ihr flucht mir? Ja, ihr habt Recht; ich brachte euren Vater aufs Schaffot und euch unter das Joch der Schande. Ich fühle es, Wehe! hier ist keine Gnade für mich! Ueberladet mich mit eurem Fluche, ich habe ihn verdient. Wenn ich aber auch sterben muß, ohne daß ihr mir vergeben habt, dann versagt mir wenigstens nicht meine letzte Bitte, welche ich mit gefalteten Händen an eure Barmherzigkeit richte.«

Bei diesen Worten zog Herr Standel eine Briefftasche hervor und legte sie auf den Tisch. Seine Thränen flossen reichlicher und er sprach mit gedämpfter Stimme:

»Seit fünf Monaten habe ich getrachtet, meine Missethat wieder gut zu machen; ich wachte über eurer Familie, Lambrecht Hensmans, und der einzige Zweck meines Lebens und Bestrebens war eure Befreiung und das Glück eurer Kinder. Ihr flucht mir; ich muß der einzigen Hoffnung entsagen, welche mir übrig blieb — aber ihr seid gerecht. Genießet denn in Frieden, was ich euch hier biete, und wenn es euch möglich ist, dann denkt in eurem Gebet an mich . . . Ich werde ohne Hoffnung, ohne Vergebung

hinübergehn — Lebt wohl! Lebt wohl!« —

Herr Standel erhob sich und wollte sich der Thür zuwenden und die Kammer verlassen, da riß sich Willem aber aus Klara's Armen los und rief drohend: »Bleibt!«

Mit fieberhafter Schnelligkeit öffnete er die Briefftasche und entfaltete die Papiere, welche sie enthielt. Dann sprach er mit spöttischem Lächeln, indem er las:

»Ein Testament? seine Reichthümer uns? Die Hälfte seiner Einkünfte bis zu seinem Tode? Ach! Ach! Welch ein teuflischer Spott!«

»Um Gotteswillen, nehmt es an,« rief der Greis, sich vor Willem niederlassend. »O nehmt es an und tödtet mich nicht, indem ihr mir diese Gnade verweigert!«

Aber Willem stieß in seiner Wuth Herrn Standel von sich weg, warf die Briefftasche auf die Erde und trat darauf.

»O der Schande,« rief er. »Wie dürft ihr uns Geld bieten? Wollt ihr das Blut meines Vaters abkaufen? Bösewicht? Wollt ihr die Seele meiner Schwester haben, Teufel? Weg, weg mit dem Blutgelde!«

»Gnade! Gnade!« rief Herr Standel, während er Willems Kniee flehend umfaßte. »O seid nicht

unbarmherziger, als Gott selbst und hindert mich nicht in meinem Vorhaben! nehmt es an, o nehmt es an!«

Lambrecht Hensmans starrte mit pochendem Herzen auf die Szenen; er weinte Thränen des Mitleids über seinen Verfolger. Bis jetzt hatte Willem's rasende Wuth ihn auf seinen Stuhl festgebannt; als er aber sah, wie Herr Standel das bleiche Haupt bis zur Erde niederbeugte, wie der alte Mann so jammervoll flehte, da konnte er seinem Herzen nicht länger schweigen gebieten. Er ging auf Standel zu, hob ihn auf, küßte ihn schweigend und sprach:

»Ich verzeihe euch. Verlaßt uns und zieht in Frieden!«

Als Willem dieß sah, rief er verzweifelnd:

»O Unglücksstunde! so nehmt ihr denn den Preis der Schande an, den Preis des Todes von Thereschen?«

»Ich nehme nichts an«, erwiderte Lambrecht Hensmans ruhig. »Wir wollen arbeiten, mein Sohn, und wie bis heran, unser Brod im Schweiß unseres Angesichts verdienen. Aber Gott hat mich heut zu Allen, die ich liebe zurückgeführt; er hat mich mit Seeligkeit überladen. Der Mann hat mir großes Leid zugefügt, das weiß ich, was nie und nimmer wieder gut zu machen ist. Aber darum soll er doch am Tage

meiner Rückkehr nicht vergebens im Namen des Herrn mich um Verzeihung gefleht haben. Ich vergebe ihm von Grund meines Herzens, und auch du, Willem, auch du sollst ihm verzeihen, ehe er von hier weggeht . . .

»Ich?« schrie Willem. »Ich? Ach, ihr mögt das thun, ich aber nicht. Ich habe einen Vater zu rächen — ich kann ihm nicht vergeben, der euch an den Schandpfahl band. Fluch ihm, Fluch ihm auf ewig!

Der alte Mann warf sich aufs Neue vor dem Unerbittlichen nieder und umfaßte von Neuem seine Kniee. Die Mutter, Klara und Ursula, selbst der Vater flehten ihn mit thränenden Augen, dem Greise zu verzeihen. Es dauerte lange, ehe Willem aufhörte, zu rufen:

»Nichts, nichts! Laßt mich! Weg mit der Schlange!«

Endlich erlag er den Bitten seiner Mutter, den Küssen Klara's. Er faßte mit fieberhaftem Beben die Hand Standels, wandte den Kopf weg und sprach schnell:

»Nun ja, ich vergebe euch, in Gottes Namen!«

Ein Schrei der Freude entrang sich Standels Brust; schnell verließ er jetzt das Gemach, wie wenn er fürchte, daß der Jüngling seinen Entschluß widerrufen

werde. Auf der Treppe noch rief er Allen tieferschütternd zu:

»O Dank! Dank! Gott wird's euch lohnen!«

Und nun, lieber Leser, fragst du vielleicht, wie diese Erzählung mit der Szene zusammenhängt, welche ich einst durch eine Spalte des baufälligen Häuschen mit angesehen? Wahrscheinlich hast du es schon errathen; jedenfalls weißt du aber, daß in jener düstern Nacht kein Anderer als Willem Hensmans, seine Gattin Klara und ihr Freund Karl sich in dem alten Häuschen befanden. Was sie aber darin thaten, muß ich Dir doch erklären; und zwar in wenigen Worten.

Herr Standel starb nicht lange nachher, und vermachte alle seine Güter dem Lambrecht Hensmans, welcher dem reuevollen Greise am Todtenbette versprechen mußte, dieß Erbtheil anzutreten. Die Familie Hensmans wurde reich und zog in ein Dorf zwischen Antwerpen und Mecheln wo sie einsam und still lebte.

Karl Moerens erhielt kurz nachher sein Diplom als Doctor der Fakultät in Paris. Anstatt, nach dem Plane seiner alten Tante nach Diest zu gehen, ließ er sich in

dem Dorfe nieder, welches sich seine Freunde zu ihrem Aufenthalte erwählt hatten, und wohnte mit ihnen unter einem Dache. Alles, was er seinem Freunde in seinem tröstenden Briefe vorhergesagt, ging in Erfüllung. Die Mutter genas von ihrem Wahnsinn, der Vater wurde noch glücklich im Leben, die Ehe verband Willem mit seiner edlen Freundin. Karl Moerens allein hatte noch kein weibliches Herz gefunden, das ihm Liebe hätte einflößen können.

Wahrscheinlich wurzelte das Gefühl der Freundschaft zu tief in seiner Seele, als daß er noch eine andere, weniger eigennützige Neigung darin hätte aufnehmen können.

Die Familie Hensmans kaufte dem alten Maurer das baufällige Häuschen ab. Seit dieser Zeit blieb es unbewohnt, und so, wie es Hensmans verlassen hatten.

Um ein heiliges Versprechen zu erfüllen, versammelten sich jährlich im September alle Glieder der Familie am Abend vor dem St. Lambertus Tage in jenem Häuschen, dort feierten sie das Namensfest ihres Vaters und blieben bis um Mitternacht zusammen.

Während einiger Jahre waren Alle gegenwärtig; allmählig raffte der Tod einige unter ihnen weg: so

verließen plötzlich Ursula und ihre Eltern diese Erde. Aber obgleich sie nicht mehr persönlich dem Feste beiwohnen konnten, so waren sie doch in der Erinnerung zugegen. Nichts Anderes als diese stille, heilige Seelenfeier hatte ich durch die Fensterspalte mitangesehen.

Sieben Jahre aus dem Leben eines sächsischen Artilleristen.

Militärische Skizze

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1845.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

Vorwort.

Gleich von vorn herein muß ich mich davor verwahren, daß der geneigte Leser etwa denke, es solle das vorliegend Niedergeschriebene eine Kriegsgeschichte oder gar ein abenteuerlicher Roman sein. Nein. Was hier erzählt wird, ist die strengste Wahrheit. Es ist ein Entwurf, der bei Erzählung meiner Schicksale im vertrauten Kreise meiner Familie und meiner Freunde meinem Gedächtniß als Leitfaden dienen soll.

Dresden, im Januar 1845.

C. G. Herzog.

Das Jahr 1812 war es, welches auch mich mit Napoleon's Krieger in's Feld der Ehre rief.

Nur erst siebenzehn Jahre alt, wurde ich von dem Gefühl des Ruhmes, den ich zu erringen hoffte, dermaßen beseelt, daß, als ich am 2. Februar g. J. von dem älterlichen Hause Abschied nahm, ich mit prophetischen Worten sagte: ohne Ehrenzeichen sieht man mich nicht wiederkehren.

Jedem Infanterie—Regimente waren zu damaliger Zeit vier Stück vierpfündige Geschütze beigegeben, welche man eine »Regiments—Batterie« nannte.

Ich stand in der des Regiments *Prinz Anton*, für welches man mich nebenbei zum Quartiermacher ernannte.

Als sämtliche Quartiermacher der Division versammelt waren, ließen wir erst die erste Division der Armee, die an diesem Tage ihren ersten Marsch antrat, vorüberziehen und setzten uns dann in Bewegung nach *Königsbrück*. Von hier aus erhielt ich Anweisung für die Quartiere der Batterie. Dieß war auch das erste Mal, daß ich als Quartiermacher mit Sack und Pack zu Fuß gegangen, denn den folgenden

Tag gab man uns Wagen, welche dann von Quartier zu Quartier gegeben wurden.

Der Marsch bis an die polnische Gränze war eine Lustreise, man empfand noch keine Entbehrungen; von da an aber änderte sich's täglich merklich. Die gewöhnlichen Bedürfnisse, als Butter, Bier und gutes Brod, wurden immer seltener, und wenn gleich ich mir die besten Quartiere suchte, mußte ich doch nicht selten Schweine und anderes Vieh aus der Stube jagen.

Die Armee bezog in und bei *Radom* Cantonirungen. Die unserer Batterie nebst dem Regimente *Prinz Anton* war in *Ilza*, einem Städtchen am Fuße eines Felsens, wie Königstein, gelegen. Unser Brigadier, Major *von Großmann*, bezog das auf diesem Felsen gelegene Schloß, und selten verging ein Abend, den die Mannschaft nicht auf dieser reizenden Höhe mit Gesang von Kriegsliedern 2c. verlebte. Am Abend, beim Untergange der Sonne, riefen die polnischen Frauen mit helltönender Stimme ihre Heerden herein, und dann lief jedes Thier, versehen mit einer hölzernen Glocke, in die ihm zugehörige Stallung. Dieses Schauspiel belustigte uns nicht wenig, so oft wir's auch schon gesehen hatten.

Dem Rufe dieser Frauen folgten auch wir in unsere Quartiere, um das Abendbrod einzunehmen.

Einige Wochen hatten wir dort zugebracht, als der Marsch nach Warschau uns von diesem romantischen Oertchen trennte. Es waren unsere letzten Quartiere, denn bei Warschau bezogen wir den Bivouacq zweier westfälischer Divisionen, welche denselben Tags vorher verlassen hatten.

Vor Warschau passierte das sächsische Armeecorps die Revue vor dem Könige von Westfalen, unter dessen Befehlen es stand, welches sich aber bald änderte, denn der französische General *Reynier* trat an seine Stelle.

Die Armee kam nicht nach Warschau, sondern ging unterhalb dieser Stadt mittels einer Schiffbrücke über die Weichsel. Ich aber hatte das Glück, zum Empfange der Lebensmittel für die Batterie auf vier Tage dahin zu gelangen.

Wiewohl uns in *Praga* Quartiere angewiesen wurden, konnten wir doch keinen Gebrauch davon machen, indem man den ganzen Tag in dem weitläufigen Warschau aus einem Magazin in das andere getrieben wurde, welches viel Zeit erforderte. Sonach vergingen drei Tage, während welcher Zeit ich mit dem mir zugegebenen Kanonier des Nachts auf unseren Wagen schlief, welche in Praga mit den übrigen der Armee aufgefahren standen. Nach Verlauf

besagter Zeit waren unsere Geschäfte beendet, und spät am Abend noch setzte sich diese Wagenburg in Marsch, um der Armee nachzugehen.

Nicht weit von Praga nimmt ein großer Wald seinen Anfang, durch welchen die Straße führte. Meine Wagen waren die letzten. Weit war ich von ihnen zurückgeblieben und einige Schritte von der Straße ab in den Wald gegangen, um mich eines Bedürfnisses zu entledigen. Da erblickte ich beim Heraustreten aus der Waldung zwei Wölfe, welche ganz langsam auf mich zukamen, aber plötzlich stehen blieben und mich ansahen. Mein Schreck war groß, und ich wußte augenblicklich nicht, ob auch ich stehen bleiben oder mich zurückziehen sollte. Meine Waffen hatte ich auf einen Wagen gelegt, und meinen Zuruf konnte man da, wo die Wagen schon fuhren, nicht mehr hören. Ich hätte also im Falle eines Angriffs dieser Thiere mich auf einen schauderhaften Tod gefaßt machen müssen. Doch besann ich mich nicht lange, trat in den Wald zurück und entfernte mich so allmählich aus der Gefahr. Aber nur langsam konnte dieser Rückzug geschehen, indem der Schreck alle meine Glieder gelähmt hatte. Ich beschrieb, um diesen Thieren immer ferner zu kommen, einen großen Bogen und langte, mich nach und nach in Trab setzend, ganz ermattet bei unserem Fuhrwerk an, auf welches ich

mich sogleich warf, glaubend, die Wölfe müßten hinter mir sein, denn ich hatte mich nicht umgesehen.

Nach Verlauf von vierzehn Stunden langten wir beim Armeecorps an, und von dieser Zeit an habe ich die Batterie nicht wieder verlassen, bis wir sie verloren.

Im Monat Juni **1812** war es, als der Bug, welcher die russische Gränze bildete, überschritten wurde.

Der Marsch ging auf *Bialystock*. Die Cavalerie der Vorhut hatte schon täglich kleine Gefechte, und diese, wozu keine Artillerie gezogen wurde, übergehe ich bis zur Schlacht bei *Podobna*.

Die Russen hatten einen dort im Walde befindlichen Weg, der uns zu ihrer Stellung führte, unbegreiflicher Weise nicht besetzt, und wir setzten uns sogleich auf demselben in Marsch. Der Weg war sehr sumpfig; die Mannschaft der Batterie mußte aufsitzen. Zwei Regimenter österreichischer Cavalerie begleiteten uns. Alles ging im schärfsten Trabe.

Nachdem wir den Wald verlassen hatten, wurde das Terrain sandig und uneben; auch lagen hier und da schon blessirte Sachsen und todte Pferde.

Die österreichische Cavalerie marschierte in Galopp auf unserem rechten Flügel auf. Unsere Batterie fand ihren Platz im Centrum der Schlachtlinie.

Eine große Anzahl Geschütz stand gegen einander aufgefahren.

Die Schlacht begann sogleich und wurde durch das ununterbrochene Kanonenfeuer mörderisch.

Während der Schlacht verließen wir auf kurze Zeit unsere Stellung, um weiter vor eine österreichische Batterie zu unterstützen, welche von der feindlichen Artillerie ein fürchterliches Feuer auszuhalten hatte. Im Vorgehen schon wurden mehre Kanoniere und Pferde getödtet, und kaum auf der Stelle, wo wir wirken sollten, aufgefahren, flogen zwei Munitionswagen der Oesterreicher in die Luft. Man zog uns bald zurück, und die österreichische Artillerie folgte.

Am Abend und nachdem es dunkel geworden, war das Kanonenfeuer nicht so heftig; destomehr aber kam die Infanterie ins Gefecht. Man sah deutlich ganze Regimenter Infanterie gegen die feindlichen Colonnen stürmen, Feuer geben und mit dem Bajonet handgemein werden, während die Blitze der Kanonen diese schreckliche Szene beleuchteten.

Dort, wo dieß stattfand, breitete sich ein ungeheurer Sumpf aus, in welchem viele Menschen und Pferde versunken waren, deren ängstliches Geschrei bis zu unseren Ohren drang.

Das Schlachtfeld ward unser Nachtlager. Ohne den ganzen Tag über einen Bissen genossen zu haben, von Pulverdampf und Staub ganz schwarz und schmutzig, erwarteten wir den neuen Morgen, an dem das blutige Gefecht fortgesetzt werden sollte; aber wider Erwarten hatten sich die Russen in der Nacht zurückgezogen.

Die Batterie hatte mehre Leute und Pferde verloren; aus letzterem Grunde mußten die Kanonen und Munitionswagen mit zwei und drei Pferden weggezogen werden. An meinem Geschütz verloren beide Trainsoldaten durch eine Kanonenkugel den Kopf. Einem anderen wurde das Pferd unterm Leibe erschossen, und dieselbe Kugel zertrümmerte den Protzkasten.

Eine Kugel, auf dem Kopfe des Rohrs aufgeschlagen, hinterließ eine Vertiefung von der Form einer Halbkugel. Dem Munion aus dem Wagen gebenden Kanonier nahm eine Grenade den rechten Arm weg. Dem Pferde des Batteriecommandanten wurde das Maul weggeschossen.

Bei Tagesanbruch verließen wir die traurige Stelle, den Feind verfolgend.

Die Nacht vor der Schlacht wurde das Armeecorps durch von den Wölfen scheu gemachte Pferde in Schreck gesetzt. Es war eine sehr finstere Nacht; wir

durften wegen der Nähe des Feindes keine Feuer anzünden, und Alles mußte in geschlossener Colonne, das Gewehr in der Hand, den Tornister auf dem Rücken, die größte Ruhe beobachten.

Ich hatte mich, von den täglich anhaltenden Märschen ermüdet, unter meine Kanone gelegt; im Schlaf war mir der Tschako vom Kopfe gefallen, und als auf einmal der Ruf: auf! auf! ertönte, konnte ich mich kaum aus dem Schlafe finden. Meinen Tschako suchend, gerieth ich schon unter die Räder des von den beunruhigten Pferden bespannten Geschützes. Alles suchen war vergebens, die Verwirrung allgemein, und immer näher kam der Galopp einer Reitermasse. Alles rief: es ist ein Ueberfall!

Hinter uns stand eine große Flur hohes Getreide, in welchem diese vermeintliche Cavalerie hinjagte.

Endlich verlor sich alles Geräusch, eine Todtenstille trat an dessen Stelle, indem ein Jeder die größte Ruhe hielt, um die etwaigen Bewegungen des Feindes zuerst zu bemerken.

Beim Anbruch des Tages ergab es sich, daß es die Pferde einer starken Abtheilung österreichischer Husaren gewesen waren, welche, wie schon gesagt, von den Wölfen scheu gemacht, sich mit den Kampirpfählen losgerissen hatten.

Die armen Husaren suchten weinend und fluchend ihre Pferde bei uns, doch vergebens. Ein Theil davon gerieth in die nicht weit entfernten Sümpfe, und viele sind den Russen in die Hände gelaufen.

Wir verfolgten die Russen am Tage nach der Schlacht und kamen bei einem kleinen Halt glücklicherweise auf ein Schotenfeld zu stehen. Die Mannschaft sowohl als die Pferde fielen mit Heißhunger darüber her und verschlangen solche sammt Stängel und Blättern; nach dem Abmarsche war keine Spur mehr davon zu sehen.

Der Mangel an gutem Wasser war sehr groß; denn trafen wir auch auf unseren Zügen auf Brunnen, so waren solche gewöhnlich von den Einwohnern, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, unbrauchbar gemacht, so daß die Armee sich nur auf stehende Wässer, die oft eine ganz rothe Oberfläche hatten, beschränkt sah. Daß durch den Genuß solchen Wassers viele Menschen, besonders in der großen Hitze, in der Mitte des Sommers, krank wurden und starben, bedarf wohl keiner Erwähnung.

An jede unbedeutende Pfütze wurde daher eine starke Wache gestellt.

Glückte es zuweilen, einen brauchbaren Brunnen anzutreffen, so mußte eine Wache von zwanzig bis

dreißig Mann denselben besetzen, damit der verdurstete Soldat sich durch den schnellen Trunk nicht schaden sollte.

Bei einer dieser Gelegenheiten band ich meine Feldflasche in Gemeinschaft mit einigen fünfzig Stück an den Brunnenschwengel, und als wir selbige herausziehen wollten, hatte die große Last diese Flaschen losgerissen und in den Brunnen versenkt.

Diese Unglücksfälle wiederholten sich täglich, und dann mußte man, so nahe der Quelle, unbefriedigt davon ziehen.

Weniger verfolgte uns in der ersten Hälfte des Feldzuges der Hunger. Wenn uns gleich mehre Wochen lang kein Brod oder Zwieback geliefert wurde, so halfen wir uns doch mit Fleisch, woran kein Mangel war. Wiewohl uns das viele fette Fleisch, gewöhnlich Schweinefleisch, ohne Brod zum Ekel wurde, zwang doch der Hunger dazu; oft ersetzte ein Stück derbes Rindfleisch zum Schweinefleische die stelle des Brodes. Branntwein wurde zum Theil geliefert, theils von uns selbst requiriert und in großen Quantitäten genossen.

Bei Verfolgung des Feindes nach der Schlacht bei Podobna kam das Armeecorps bei *Brzesc* an und bivouacquirte unweit dieser Stadt. Die Russen hatten,

nicht vermuthend, daß wir so nahe waren, Brod backen wollen und zu diesem Zwecke in einer der dortigen Ziegelscheunen Brodteig eingemacht, so viel, daß sich unser ganzes Armeecorps damit versehen konnte. Es wurden in der Schnelligkeit mittels Ziegelsteinen, welche auch vorräthig waren, kleine Oefen gebaut, geheizt, und der Teig hineingeschoben; aber Keiner konnte warten, bis das Brod völlig ausgebacken war, sondern es ward noch ganz heiß verschlungen.

Ein vier Wochen langer Waffenstillstand, der nach der Einnahme von Moskau erfolgte, gönnte uns einige Erholung.

Das Armeecorps hatte ein Lager bei *Küselin* bezogen. Es war Ende September 1812. — Die Nächte wurden schon sehr kalt, weßhalb die Barake zwei Ellen tief in die Erde gegraben, und das Dach derselben auf dem vorgefundenen Horizont gebaut wurde; ein paar Stufen führten in das Innere dieser Hütten. Die Offiziere hatten breterne Häuschen, mitunter mit Fenstern versehen, und der General der Division eines dergleichen von größerem Umfange.

Dieses Lager glich einem großen Dorfe.

Täglich gingen Requisitions—Commandos unter starker Bedeckung in die nah und fern gelegenen Orte,

um die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen. Diese Commandos blieben aber oft drei bis vier Tage aus, und wir mußten uns inzwischen mit sehr wenigen, den Hunger kaum stillenden Feldfrüchten begnügen.

Das unerträgliche Ungeziefer hatte dermaßen überhand genommen, daß die Knopflöcher der Uniformen einer Silberstickerei nicht unähnlich sahen.

Niemand war von dieser Plage ausgenommen, und bei Sonnenschein konnte man Officiere und Soldaten in einem nahen Walde treffen, beschäftigt, sich von diesen lästigen Gästen zu befreien.

Nach Beendigung des Waffenstillstandes verließen wir eines Morgens das Lager und marschierten auf *Turysk* zu. Die zweite Division, welche bei dem Dorfe *Makowicze*, eine stunde rückwärts von uns, gelagert hatte, schloß sich uns an.

Das Armeecorps ging über den Bug und vereinigte sich bei *Luboml* mit den Oesterreichern. Ein nicht unbedeutendes Gefecht entwickelte sich, doch mit dem scheiden des Tages verließen wir die Stellung und wurden durch kleine Feuer, welche vorausgeschickte Trupps unterhielten, bis zur *Leszna* geleitet. Der Weg dahin war grundlos, und bis an die Kniee mußte der Soldat im Sumpfe und Wasser waten.

Das Armeecorps überschritt die *Leszna* und nahm

Stellung längs dem Flusse.

Das Regiment Prinz Anton hatte den äußersten rechten Flügel; wir standen demselben links zur Seite, so daß unsere Batterie zwischen den Fluß und das Dorf *Pecki* zu stehen kam.

Die Russen hatten uns von *Luboml* lebhaft verfolgt, und kaum waren wir an Ort und Stelle angekommen, so entspann sich eben so hitzig wie die Verfolgung ein Gefecht.

In kurzer Zeit steckten die Russen das hinter uns liegende Dorf durch Grenaden in Brand. Da wir keine Grenadstücke bei der Batterie hatten, konnten wir uns nicht abfinden. Zu diesem Behufe wurden die Haubitzen einer anderen Batterie uns zu Hilfe gegeben.

Das Dorf *Klinicki* auf russischer Seite gerieth durch unsere Geschosse auf beiden Enden zugleich in Brand, und die Russen stürzten erschrocken hervor, auf welche nun ein lebhaftes Feuer gerichtet wurde.

Einen hageldichten Kugelregen vor uns, hinter uns ein brennendes Dorf, hatten wir einen harten Stand. Denn nicht genug, daß uns die feindliche Artillerie stark beschuß, hatten sich auch die russischen Tirailleurs bis an den Fluß herangeschlichen, von kleinem Gebüsch gedeckt, und nahmen jedes Mal

ihren Mann aufs Korn. Anfangs wußten wir gar nicht, woher das kam, doch bald entdeckten wir die Schützen im Gehölz liegend. Tirailleurs, von unserer Seite vorgeschickt, machten diesem Gewehrfeuer dicht vor uns ein Ende.

Die Geschosse des Feindes schlugen größtentheils in die *Leszna* und führten Sand und Wasser in Menge uns in die Augen. Doch auch viele Kugeln trafen in die Batterie.

Ich war eben im Begriff, das Geschütz zu richten, weßhalb ich mit der rechten Hand die Kurbel der Richtmaschine ergriff, als eine Kanonenkugel zwischen der Lafette und dem Rade durchging und den Kopf vom Ladezeugbügel, welcher größer ist als eine Flintenkugel, weg und in meinen Arm schlug.

Nur erst als das Blut aus dem Aermel hervorquoll, sah ich, daß ich blessirt war, denn während der Arbeit am Geschütz hatte ich weiter nichts bemerkt als eine Empfindung, wie von einem heftigen Stoße, und da die Wunde im Augenblicke nicht schmerzte, arbeitete ich fort.

Doch nicht lange hielt ich's aus, der Arm schwoll, ich mußte mich verbinden lassen. Der Wundarzt⁴ mußte den Aermel des Mantels und der Montur aufschneiden, bevor er den Verband anlegen konnte,

so war der Arm geschwollen.

Nach dem Verbinden trat ich zu meinem Geschütz zurück und richtete dasselbe, so gut es ohne den rechten Arm gehen wollte.

Wir zerstörten dem Feinde mehre Geschütze. Die feindliche, insbesondere gegen unsere Batterie wirkende wurde zum Schweigen gebracht und zog sich zurück.

Indeß hatten einige russische Grenadier—Compagnieen mittels einer leicht wiederhergestellten Brücke die Leszna überschritten, wurden aber von unseren braven Schützen zurückgeworfen. Der Kampf war fürchterlich. Mit gefällttem Bajonett, sogar mit dem Kolben des Gewehrs ward der Uebergang vertheidigt.

Zwei ausgezeichnete Offiziere dieser Truppe starben den Heldentod, der brave Oberstlieutenant v. *Egidy* und Major v. *Metzsch*.

Letzterer wurde von den Russen geplündert. Die Schützen wollten ihren Anführer den Händen der Feinde entreißen, mußten aber der Uebermacht weichen. Nur erst nach eingetretener Dunkelheit gelang es ein Paar Braven, denselben aufzufinden und zurückzubringen; er wurde sogleich beerdigt.

Von *Egidy* lebte noch zwei Tage, dann starb auch er

an den dort erhaltenen Wunden.

Der Eintritt der Nacht machte dem Morden ein Ende.

Das Armeecorps ging in großer Ordnung zurück, ohne vom Feinde verfolgt zu werden.

Das aus dem hinter uns brennenden Dorfe entlaufene Vieh wurde zum Theil aufgefangen. Meinem Geschütz wurde ein großes Schwein zugetheilt und, nachdem es geschlachtet, auf der Kanone mitgenommen.

Ich erhielt, um mich zu schonen, Erlaubniß, meinen Platz bei diesem Thiere zu nehmen, mußte aber auch dafür stehen, daß es während des Marsches in der Nacht nicht verloren ging.

Den Arm trug ich im Bunde und hatte heftigen Schmerz.

Bei Tagesanbruch bezogen wir einen Bivouacq, welchen wir nach einigen Stunden Ruhe wieder verließen. Der Marsch ward auf *Biala* gerichtet, wo die Russen sich inzwischen zu einem neuen Gefecht vorbereitet hatten.

Nur die zweite Division unseres Armeecorps wurde in dieses Gefecht verwickelt, welches nicht von langer Dauer war. Den Russen wurde bei dieser Gelegenheit von einer Abtheilung Schützen eine zwölfpfündige

Kanone sammt Bedienung und Bespannung genommen, welche man im Walde überrascht hatte. Die russischen Artilleristen hatten ihr Geschütz nicht unvertheidigt gelassen, so daß ein harter Kampf auf diesem kleinen Terrain entstand, bei welchem der Lieutenant *Zychlinski* — später Major und Bataillonscommandant — ein Auge verlor.

Wir bivouacquirten dicht an Biala und suchten Lebensmittel daselbst auf. Die Juden wurden in dieser Beziehung hart mitgenommen, denn der größere Theil der Bevölkerung dieser Stadt bestand aus solchen.

Ueberhaupt erging es den Juden schlecht, sie wurden bei jeder Gelegenheit gemißhandelt; doch nicht selten verdienten sie dieses.

Das Armeecorps hatte zu dieser Zeit — October **1812** — schon über **6000** Mann verloren. Die anhaltenden beschwerlichen Märsche — denn oft mußten wir die Fußbekleidung ausziehen, um bis an die Kniee im Sumpfe und Wasser zu waten — erschöpften die Mannschaft.

Auf einem solchen Marsche war es, wo ich aller Anstrengung ungeachtet erlag, zurückblieb und mich dem Schicksale überlassen wollte. Mein Leben war mir nicht mehr lieb, und kaltblütig sah ich dem Tode entgegen.

Die Armee war schneckenartig schon an mir vorübergegangen, und die Nachhut nahte sich, hinter welcher immer gleich die Kosaken folgten, und deren Zug ein Markedenter mit seinem Wagen beschloß, dessen Pferde auch nicht mehr fortwollten.

Der Mann hatte aber doch Mitleiden bei meinem Anblick, denn er erlaubte mir, indem er mich dazu aufforderte, auf einer Stange des Wagens, mehr hängend als sitzend, Platz zu nehmen.

Nach zweiundsiebenzig Stunden schlechten Marsches, durch fast ungangbare Wälder und Sümpfe, gelangten wir mit Anbruch der vierten Nacht zu einem Bivouacq, wo wir wieder einmal Zeit fanden, einige warme Nahrungsmittel zu genießen.

Ich konnte aber nicht essen, sondern schlief vor Mattigkeit ein. Nachdem ich mehre Stunden recht fest geschlafen, verzehrte ich eine Suppe, nach deren Genuß ich mich zu neuen Strapazen gestärkt fühlte.

Nach ununterbrochenen Hin- und Herzügen, und nachdem das Armeecorps eines Abends den Bivouacq bezogen hatte, mußten plötzlich ein Bataillon, zwei Schwadronen und zwei Geschütze — wobei ich mich befand — wieder aufbrechen.

Die Nacht war sehr finster, aber nicht einmal das Laub der Bäume — wir marschierten im Walde —

schien sich zu bewegen. Desto unheimlicher wurde diese Nachtwanderung. Alles lockere Ladezeug wurde am Geschütz befestigt; die Mannschaft durfte nicht laut sprechen und kein Feuer anschlagen, damit die Russen nichts von unserer Anwesenheit vor der Zeit bemerken sollten.

Man sah auch in einiger Entfernung Wachtfeuer.

Bei Tagesanbruch erreichten wir eine Ebene und ein ziemlich zerstörtes Dorf. Diesseits dieses Dorfes wurde Halt gemacht, gekocht, und es sollte eben ans Essen gehen, als ein Adjutant schon von Weitem rief: Artillerie vor!

Unsere Kessel vom Feuer reißen, die Kanonen aufprotzen, welche in der Nähe des Feindes stets zum Feuern fertig stehen, in starkem Trabe vorgehen, war das Werk eines Augenblicks.

Die Mannschaft konnte, des Morastes im Dorfe wegen, dem Geschütz nicht folgen. Nur einzelnen Kanonieren, wobei ich mich wieder befand, gelang es, sich auf die Kanonen zu schwingen, und so wurde es möglich, daß nach dem Auffahren gleich ein Schuß Kartätschen unter die kaum zweihundert Schritte entfernten Kosaken gethan werden konnte.

Wiewohl wegen der großen Eile nicht gut gerichtet war, und die Kartätschen über die Köpfe der Kosaken

hingingen, so verfehlten sie doch ihre Wirkung nicht.

Die Kosaken, ungefähr vierhundert an der Zahl, flohen, und unsere Cavalerie setzte ihnen nach. Wir Artilleristen und die Infanterie zogen gemächlich nach. Oft setzten sie sich bei günstigem Terrain gegen uns, aber es bedurfte nur eines Kartätschenschusses, um sie zum Rückzuge zu bringen.

Der Tag war zu Ende; es wurde dunkel, als wir bei dem Städtchen *Schwiszlocz* ankamen, welches der Artillerie—Hauptpark einige Stunden vor unserer Ankunft verlassen hatte.

Hier erfuhren wir die Ursache unseres Streifzugs. Die Kosaken, mit welchen wir uns den ganzen Tag herumgejagt, hatten den Hauptpark vom Armeecorps abschneiden und aufheben wollen, als noch zu rechter Zeit dem kommandierenden General Nachricht davon gebracht wurde.

Unser Streifcorps — wenn ich es so nennen darf — lagerte diese Nacht vor Schwiszlocz, welches uns reichlich mit Lebensmitteln versehen mußte. So wurde z. B. Branntwein in sechs Ellen langen, zwei Ellen hohen Fässern herausgebracht, der Zapfen derselben herausgeschlagen, und wenn Niemand ein Gefäß unterhielt, lief der Spiritus an die Erde. Es wurde, weil Alles in Menge vorhanden war, wie dieß

bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, mehr verwüstet als genossen. Die Nacht war kalt, weßhalb die Feuer stark unterhalten, die Fleischkessel und die gefüllten Feldflaschen immer in Thätigkeit erhalten wurden. An's schlafen wurde nicht gedacht, und diese Nacht ließ uns, weil wir im Ueberfluß lebten, viele trübe Zeit vergessen. — Den anderen Tag marschierten wir der Armee nach, welche bald eingeholt wurde.

Nach beständigen beschwerlichen Hin— und Herzügen, — wie schon gesagt — kam das Armeecorps bei *Wolkowysk* an. Dieses Städtchen liegt zwischen sanft anlaufenden Höhen, und mitten durch's Thal läuft das *Wolkowysk*—Flüßchen.

Wir nahmen auf den östlichen Höhen unsere Stellung.

Es war November und sehr viel Schnee gefallen.

Der Zustand unserer Bekleidung war erbärmlich. Von Schuhen konnte keine Rede sein, da wir schon lange Nichts mehr geliefert erhielten. Die Mehrzahl der Soldaten hatte sich mit von Birkenrinde geflochtenen Sandalen, wie solche die russischen Bauern tragen, versehen und statt der Strümpfe Lumpen mit stricken um die Füße gebunden.

Ich hatte zu dieser Zeit nur ein paar

Leinwandpantalons an.

Die Kälte stieg schon auf zwölf bis fünfzehn Grad. Dieß, und daß wir in dortiger Gegend weder Lebensmittel noch Stroh zu einer Lagerstätte fanden, nicht einmal hinlänglich uns mit Feuer versehen konnten, unsere erfrorenen Körper zu erwärmen, weil man das Holz dazu aus dem nahen Walde noch ganz grün benutzen mußte, ließ uns die Ausdauer aufs Härteste erproben. Kurz, die Noth war auf's höchste gestiegen.

Früh gegen drei Uhr, wir hatten uns um ein mattes Feuer gelagert, hörte man Gewehrfeuer, erst einzelne Schüsse, dann nicht lange darauf Pelotonfeuer. Wir traten zum Geschütz. Der Nordwind sauste fürchterlich schneidend auf diesen von uns besetzten Höhen. Schnee fiel unaufhörlich.

Es war ein Ueberfall.

Die unerschrockene Besatzung der Brücke, auf welcher die Russen zur Stadt geführt wurden, schlug den ungestümen Angriff des Feindes eben so ungestüm als tapfer zurück. Das Gefecht auf diesem Punkte war mörderisch.

Das Hauptquartier, welches kühn genug in der Vorpostenkette Quartier und Schutz vor dem Unwetter genommen hatte, war die Veranlassung des Ueberfalls.

Alles mußte über Hals und Kopf die Flucht ergreifen, so daß die meisten Offiziere 2c. nur nothdürftig bekleidet sich solchem Wetter ausgesetzt sahen.

Das Gefecht in der Stadt war wegen der Finsterniß der Nacht und wegen des stürmischen Andranges der Russen fürchterlich, und beim allmählichen Herannahen des Tages wurde es auf der ganzen Linie allgemein.

Unmöglich hätten wir dem ungestümen Angriff des dreimal an Stärke überlegenen Feindes widerstehen können, wenn nicht zur rechten Zeit das österreichische Armeecorps die Russen im Rücken angegriffen hätte. Dieser unerwartete Angriff der Oesterreicher nöthigte sie zum Rückzuge.

Die dießseitige ganze Artillerie richtete ihr Feuer auf die im Thale dahin Fliehenden, und dieß bewirkte unter ihnen eine schreckliche Verwirrung und große Verluste.

Am ersten Tage, in den Nachmittagsstunden, mußte unsere Batterie einige Hundert schritt vorrücken, um russische Blänkler zu vertreiben; aber es empfing uns ein fürchterliches Kartätschenfeuer aus einer im Gebüsche versteckten Batterie, welches wir sogleich erwiderten und die feindliche Batterie zum schweigen brachten.

Trotz den unzähligen Kartätschen, welche uns furchtbar sausend umschwirrten, gingen wir glücklich aus diesem mörderischen Feuer.

Gegen elf Uhr in der Nacht gingen wir durch die brennende Stadt.

Ueber Todte und Verwundete fuhren die Kanonen im schärfsten Trabe dahin, um dem Feuer und den einstürzenden Häusern zu entgehen, und wiewohl von beiden Seiten brennende Balken niederstürzten, entkamen wir doch glücklich.

Unsere Batterie hatte einige Pferde verloren, an Mannschaft keinen Verlust.

Die Kälte nahm täglich zu, an Quartiere war nicht zu denken, und bereits neun Monate hatten wir deren entbehrt.

Mangel an Lebensmitteln und Kleidung machte uns vollends trostlos. Schrecklich war unser Aeußeres; man unterschied keine Truppengattung von der anderen, so hatte sich die Bekleidung verändert. Die abenteuerlichsten Anzüge bekam man zu Gesicht, da der Soldat seine ursprüngliche Kleidung wegen Unbrauchbarkeit mit einer anderen irgendwo aufgefundenen vertauscht hatte.

Das schreckliche Ungeziefer vermehrte unser Elend, und täglich raffte der Tod Hunderte hinweg.

Die Straßen — darunter muß man sich keine Chaussees denken — waren ungangbar geworden, so daß wir über Felder, gefrorene Sümpfe 2c. unseren Weg nehmen mußten, der allenfalls für die Infanterie, keineswegs aber für die Artillerie und Cavalerie zu passieren war; und dennoch mußte es gehen, freilich nur mit der größten Anstrengung der Menschen und Pferde.

Täglich fiel Schnee, welcher bis zu einer Elle und darüber anwuchs.

Die Märsche, die jetzt ununterbrochen fortgesetzt wurden, waren ganz zum Ruinieren der Gesundheit. Es wurde auch gar nichts daraus gemacht, wenn Einer aus Entkräftung am Wege seinen Geist aufgab; gleichgültig ging man vorüber, ohne ein Wort des Mitleids auszusprechen, hatte man doch jeden Augenblick dasselbe Schicksal zu erwarten, und nicht selten wünschte man dieß.

Schatten gleich, schlichen wir ver mummt dahin. Unser Zug wurde um so unheimlicher, je mehr die Kälte zunahm, und indem im tiefen Schnee weder das Rollen der Geschütze, noch ein Wort, und blos das Antreiben der matten Pferde zuweilen hörbar wurde.

Alles Leben war erloschen, und hätten uns nicht Kosakenschwärme Tag und Nacht beunruhigt, die den

Geist wieder ein wenig rege machten, man wäre in dieser Lethargie und Abspannung dem Tode ruhig entgegen gegangen.

Außerdem vermehrte sich das Elend durch Diarrhöe, wovon nur Wenige befreit waren.

Diese armen Menschen mußten, um nicht überfahren zu werden, aus dem Gleis in tiefen Schnee sich setzen, um ihr Bedürfniß zu verrichten, und dann waren sie nicht im Stande, der gefrorenen Glieder wegen sich wieder anzuziehen, sondern mußten die Beinkleider in der Hand behalten, während ein Kamerad das Gewehr trug, der gern das seinige weggeworfen hätte, wenn die Disziplin, welche noch immer in diesem kleinen Häufchen Braver existierte, sich nicht bis zum letzten Augenblicke erhalten hätte, welches bei anderen Truppen, namentlich den Franzosen, nicht der Fall war.

Diese Diarrhöekranken kamen bald durch öfteres Niedersetzen bis ans Ende des Zuges, warfen sich dann vor Mattigkeit auf die der Armee folgenden Schlitten, und bald waren sie nicht mehr.

So verminderte sich das Armeecorps täglich, und unter Gefechten, durch anhaltende, alle Kräfte übersteigende Märsche, während welcher wir jetzt zuweilen der heftigen Kälte wegen zu dreißig bis

fünfzig Mann in eine erbärmliche Bauernhütte uns warfen, welche aber zu dieser Zeit wie ein Palast uns erschien, gelangten wir nach *Brzesc*, wurden in dieser Stadt einquartiert und verschafften uns gegen Bezahlung einige lang entbehrte Lebensmittel.

In zwei Kirchen, deren Vorderseiten die eine Seite des Marktplatzes bildeten, wurden gefangene und kranke Russen bewacht. Innerhalb der Kirchen waren große Feuer angemacht. Todte und lebende Menschen verpesteten den schauderhaften Aufenthalt dieser Unglücklichen. Die Todten wurden vor den Kirchthüren wie Holzstöße aufgeschichtet.

Nach kurzem Aufenthalt ging der Marsch von hier an den Bug zurück. Wir wurden vom Feinde jetzt nicht heftig verfolgt, litten aber destomehr von der Kälte, welche auf 28—30° gestiegen war.

Gegen das Ende des December überschritt das vereinigte französisch—sächsische Armeecorps den gefrorenen Bug und bezog enge Quartiere in der Gegend von *Wolczyn*.

Die Bauart der polnischen Bauernhütten ist zu bekannt, als daß ich deren schlechten Zustand beschreiben dürfte. Nur so viel, daß, wenn Feuer im Ofen brennt, in der halben Höhe der niedrigen Stube der Rauch sich sammelt, indem derselbe nicht

hinlänglichen Abzug durch die Stubendecke hinaus findet, in welcher eine Oeffnung angebracht ist. Man war also genöthigt, in der wie schon gesagt ohnehin niedrigen Stube entweder zu liegen oder zu kriechen.

Die Lebensmittel wurden immer seltener, und da die Bewohner der Dörfer sich in die Wälder geflüchtet hatten, auch für Geld Nichts zu bekommen war, so sah man sich auf Lebensmittel angewiesen, die selbst das Vieh zu nehmen versagt.

Geliefert wurde Nichts mehr.

Angriffe der Russen hatten wir von *Brzesc* aus nicht bestanden, außer den Beunruhigungen der Kosaken, die uns immer auf den Fersen waren.

Ende Januar 1813 überschritten wir des Nachts nach vielen Hin— und Herzügen die ebenfalls fest gefrorene Weichsel bei Warschau.

Mit Wehmuth erinnerte ich mich der Zeit, wo ich beim Anfange des Feldzuges im vollen Wohlsein hier einige Tage zubrachte.

In einem Dorfe bei Warschau, wo wir in starken Abtheilungen Quartier bezogen hatten, lag ich eben ganz matt und krank auf einem Bißchen Stroh, als der Major *von Großmann* hereintrat und die mir an der Leszna zuge dachte silberne Militär—Verdienst—Medaille mir einhändigte.

Ich freute mich nicht, steckte sie in die Tasche und schlief wieder ein.

Nie hat sie während dieses schrecklichen Feldzuges meine Brust berührt; Alles war mir gleichgültig geworden.

Unter namenlosen Beschwerden, die nur ein Rückzug denken läßt, langte das Armeecorps — wenn man es noch so nennen durfte, denn die Regimenter waren bis zu 400 Mann und weniger herabgeschmolzen — bei *Kalisch* an.

Es war jetzt ununterbrochen 18—20° Kälte, und russische Armee verfolgte uns wieder mit rastlosem Eifer.

Tag und Nacht unterm Gewehr, schlecht, nicht einmal nothdürftig bekleidet — ich trug, wie schon oben gesagt, in Ermangelung anderer, Leinwandpantalons bei solcher Kälte, ein paar russische Sandalen von Birkenrinde und ein Drittheil Hemde, zwei Drittheile hatte ich zur Fußbekleidung statt der Strümpfe verwendet — so und zum Theil noch schlechter war das Häuflein beschaffen.

Nur in der Eile aufgefundene Feldfrüchte, welche aus dem Schnee mühsam herausgesucht und nichts weiter als Kohlstrünke waren, erhielten uns noch das Bißchen Leben, aber die Kräfte schwanden rasch

dahin. Die Furcht vor der grausamen Behandlung der feindlichen halb wilden Völker und das Ehrgefühl trieben mich an, mit fortzukommen.

Endlich erschien der unglückliche Tag, wo das schrecklichste des Feldzuges, Gefangenschaft, unser Elend noch um einen hohen Grad vermehren sollte.

Von dem Feinde auf allen Seiten gedrängt, hatte eben der General von *Nostitz* mit zwei Compagnieen, die Compagnie nicht sechzig Mann stark, das Dorf *Borkow* unweit Kalisch besetzt. Unsere Kanonen waren vor dem Dorfe aufgestellt, und ein Theil des Regimentes Polenz Dragoner marschierte uns zur Seite auf, als einige große Reitermassen des Feindes sich von allen Seiten zeigten.

Genanntes Regiment und ein Häufchen polnischer Reiter, in Warschau erst kürzlich errichtet, wurden angegriffen und geworfen. Es hatte am Morgen stark geglatteist, weßhalb die schlecht beschlagenen matten Pferde größtentheils stürzten; die Dragoner wurden gefangen genommen. Unsere Cavalerie war also verschwunden.

Das Geschütz wurde in's Dorf zurückgezogen, und die Infanterie vertheidigte sich hinter Hecken und Mauerwerk. Hinter und neben uns hörte man schon Hurrah rufen, und die feindlichen Massen rückten uns

immer näher. Wir Artilleristen hatten es indeß an einem lebhaften Feuer nicht fehlen lassen. Als aber die großen Reitermassen des Feindes uns von allen Seiten enger einschlossen, gab General *Nostitz* Befehl, das Feuer einzustellen.

Es erfolgte eine Unterhandlung mit dem feindlichen General, und in Folge derselben wurde das Gewehr gestreckt.

Ein weiteres Vertheidigen gegen eine Armee von vielleicht 10,000 Mann — so stark waren die Russen, während wir etwa 200 Mann zählten — wäre Unsinn gewesen, da auch kein Ausweg mehr vorhanden war, um uns zur Armee durchzuschlagen.

Die Gewehre wurden in Pyramiden zusammengestellt, das Lederwerk darauf gehangen. Wir Artilleristen hingen unsere kleinen Gewehre ab und an die Kanonen.

Nachdem zwei Glieder formiert waren, marschierten wir auf der Straße nach Kalisch ab. Unser Gepäck hatten wir behalten. Russische Dragoner eskortierten uns.

Ich muß nun das Armeecorps verlassen und verfolge den Gang meiner Gefangenschaft.

Der Stall eines Judenkruges — dieß ist der Name der polnischen Wirthshäuser — nahm uns in einem

Dorfe kurz vor Kalisch auf.

In und um diese Stadt hörte man lebhaftes Kanonenfeuer.

Die uns bewachenden Russen fingen nun an, unsere Habseligkeiten zu durchsuchen, und nahmen, was ihnen gefiel.

Mir riß ein Dragoner die Tasche an den Pantalons sammt dem Geldbeutel, worin auch die Medaille befindlich war, mit einem Rucke vom Leibe ab. Wir hatten kurz vorher auf drei Monate Gehalt ausgezahlt erhalten und waren daher nicht ohne Geld.

Dieß war mir ein empfindlicher Verlust, denn ich hätte mir manches Gute dafür erzeugen können, was bei meinen traurigen Umständen mir von großem Nutzen hätte werden können. Doch es sollte noch schlimmeres kommen.

Gegen Abend hieß es: marschiere Kamerad! Der Marsch ging nach *Kalisch*.

Da sah es traurig aus. Tode und Blessirte, sowohl Russen als Sachsen, zerstörte, durchschossene Häuser stellten sich beim Eingange in die Stadt unseren Blicken dar. Die Bewohner von Kalisch wollten uns Brod reichen, sie durften aber nicht, die Soldaten ließen dieß nicht zu und jagten diese Leute in ihre Häuser zurück.

Ein altes Gemäuer war unser gemeinsames Quartier, doch nur auf einige Stunden, dann wurde wieder aufgebrochen.

Es war Mitte Februar **1813**. Die Kälte wechselte mit Thauwetter ab, so daß ein schrecklicher Morast auf den Straßen und nur mit Mühe fortzukommen war.

In diesem tiefen Schmutze verlor ich eine meiner Sandalen, und weil man uns dicht auf einander trieb, auch die Finsterniß der Nacht eingetreten war, mußte ich dieselbe verloren geben. Bald verlor ich die andere auch, und nun ging ich in bloßen Füßen, welches mich, da wieder Kälte eintrat, sehr empfindlich meinen Verlust bedauern ließ.

Da wir immer auf dem Fuhrwege zu gehen gezwungen waren, wo das Eis vom Fuhrwerk durchbrochen unser Gehen sehr beschwerlich machte, so wurde mein Zustand erbärmlich; unaufhörlich bluteten meine Füße, welche vom Eise zerschnitten wurden.

Die Wartha mußte passiert werden; da aber keine Brücke vorhanden, mußten wir bis an die Brust, uns an den schweiften 2c. der Pferde anhaltend, diesen stark mit Eis gehenden Fluß durchwaten. Anstatt den Marsch fortzusetzen, wurde am jenseitigen Ufer eine halbe Stunde gehalten — aus welchem Grunde, war

uns unbewußt — was Manchem auf der Stelle den Tod gab.

Viele legten oder setzten sich an dem mit Eis überschütteten Ufer mit ihren nassen Kleidern nieder, welche von Minute zu Minute selbst zu Eis wurden; sie standen nicht wieder auf, sie erfroren vor unseren Augen.

Alle meine Kräfte hatte ich zusammengenommen, um mich aufrecht zu erhalten, bis der Marsch angetreten wurde.

Des Nachts wurden wir in kalten Kirchen oder großen Ställen eingeschlossen, und uns kaum das Leben erhaltende Lebensmittel gereicht.

Unsere Lage war höchst traurig. Krank, nicht einmal bei so kalter und übler Witterung nothdürftig gekleidet, ohne Fußbekleidung, dazu schlechte Straßen, große Märsche, in nassen schmutzigen Ställen schlafen, welche das Vieh eben verlassen hatte, um uns Platz zu machen, hier und dort einen Stoß mit der Lanze oder einen Hieb mit der Knute, keine Aussicht, je das Vaterland wieder zu sehen — dieß ist gewiß hinlänglich, um unser Elend anschaulich zu machen.

Unter diesen Martern erreichten wir *Lowicz*, eine kleine Stadt.

Vor dieser wurde Halt gemacht.

Die Bewohner derselben brachten Stroh, um die Kranken, wobei ich mich befand, darauf zu werfen.

Man machte Feuer und erlaubte, daß die Leute aus der Stadt warmes Essen bringen durften.

Ich hatte große Sehnsucht, etwas Warmes zu genießen, aber mein Arm war zu schwach, den Löffel nach dem Munde zu führen; ich sank zurück und schlief ein.

Nach einer Stunde ungefähr wurde ich unsanft mit dem Fuße berührt. Als ich mich matt umsah, war Alles fort; ein Mann im Oberrock, einige Wagen mit Ochsen bespannt war Alles, was ich vor mir sah. Man hob mich auf einen dieser Wagen, welche nur so viel Raum hatten, noch einen Unglücklichen aufzunehmen, und fuhr in die Stadt.

Die Bewohner zeigten viel Mitleid mit uns.

In einem Hofraume des dortigen Klosters lud man uns ab, indem der Fuhrmann das Brett, worauf wir beide lagen, vorn aufhob, so daß wir hinter dem Wagen aufeinander in den Schnee fielen. Zwei polnische Bauern führten oder trugen mich vielmehr eine Treppe hinan in ein Zimmer, in dessen Kamin ganze Klafterscheite brannten.

Man legte mich hart an's Feuer auf Stroh, und Gott

nur habe ich's zu danken, daß ich nicht bei lebendigem Leibe verbrannt bin, denn um mich herum sprangen die Kohlen auf mein Lager.

Nicht lange darauf reichte man mir — als Todtkranken — ein großes Glas Branntwein und ein weißes Brod von ungefähr einem Pfund.

Den Branntwein trank ich rein aus, worauf ich die ganze Nacht und den folgenden ganzen Tag ruhig und ohne einmal aufzuwachen schlief.

Währenddessen hatte man meine Füße verbunden, welche ganz erfroren waren und einem Stück rohen Fleische glichen. Beim Erwachen fühlte ich mich sehr gestärkt.

Als ich mich umsah, zählte ich außer mir sechs Kranke, und wiewohl man uns bei verschiedenen Krankheiten von *einer* Medicin gab, fühlte ich mich doch von Tag zu Tag kräftiger werden, und in Zeit von sechs Wochen waren meine Füße gänzlich wiederhergestellt.

Ich bat um Erlaubniß, die frische Luft zu genießen — es war Mitte April — dieß wurde mir gestattet.

Die Bewohner von Lowicz waren gegen uns Sachsen sehr theilnehmend; sie ließen mir Lebensmittel und auch Geld zukommen.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich des Guten zu viel

gethan, wurde von Neuem krank und zwar so, daß man mich schon in die Todtenkammer gebracht hatte. Aber ich sollte noch nicht sterben, ein glücklicher Zufall führte einen der Mönche in diese Kammer, der noch Zeichen des Lebens an mir bemerkte und mich wieder auf mein Lager tragen ließ, wo ich mich allmählich wieder erholte.

An einem schönen Tage des Monats Mai **1813** war's, wo ich und fünf meiner Leidensgefährten gesund und frisch Lowicz verließen und durch einen Nationalgardisten zu Wagen nach *Warschau* gebracht wurden.

Von einem verstorbenen sächsischen Dragoner hatte ich eine fast neue Montur, von einem Schützen ein Paar Leinwandpantalons und ein Paar Schuh geerbt. Meine eigene Bekleidung hatte man bei dem Eintritt in's Kloster wegen gänzlicher Unbrauchbarkeit gleich beseitigt und mir dafür eine andere gegeben.

In diesem Anzuge als Dragoner erreichte ich mit den Uebrigen Warschau an einem Sonntage.

In Begleitung des oben genannten Soldaten kamen wir an dem russischen Bureau an, welchem er uns übergab. In Lowicz hatte uns der Platzcommandant gesagt, daß, wenn wir in Warschau uns vorstellten, man uns Pässe nach Sachsen geben würde. Dem war

aber nicht so.

Im Bureau nahm man am Tage unserer Ankunft keine Notiz von uns, sondern beschied uns auf den anderen Tag, mit der Weisung, zu sehen, wo wir für die Nacht Quartier fänden. Dieß setzte uns in große Verlegenheit, da wir ohne Geld waren, machte uns aber sicher in dem, was der Platzcommandant von Lowicz in Betreff der Pässe gesagt hatte.

In der Napoleonstraße begegnete uns ein Mann, welcher fragte, wohin wir wollten. Auf die Antwort, daß man uns auf den anderen Tag wieder in's russische Bureau bestellt habe, gab uns dieser den Rath, uns krank zu stellen und ins Hospital zu gehen; da er aber keinen Grund dazu angab, lachte ich heimlich und verließ ihn. Hätte ich seinem Rathe gefolgt, eine ganz andere Richtung würde der Verlauf meiner Gefangenschaft bekommen haben.

Ein anderer deutscher Mann, welcher sich nach unseren Umständen erkundigte, und dem wir Alles sagten, nahm uns mit in sein Haus und behielt uns die Nacht daselbst.

Ueberhaupt machten wir nicht unbedeutendes Aufsehen, da wir Militärs waren, welche, noch gegen Rußland im Kriege begriffen, doch frei herumgingen.

Kein Schlaf kam indessen in meine Augen, da ich

der Hoffnung war, den anderen Tag, mit Pässen in die Heimath versehen, Warschau verlassen zu können.

Nach einer Karte entwarf ich schon die Marschroute, nur wegen der Verpflegung waren wir in Verlegenheit. Der neue Morgen entriß uns dieser gänzlich.

Als wir uns in dem Bureau meldeten, nahm ein Soldat mit Anweisung versehen uns in Beschlag.

Man führte uns über die Weichsel nach Praga zu dem dortigen Platzcommandanten, welcher ein Paar Worte dieser Anweisung beifügte.

Nach diesem führte man uns nach der Weichselbrücke, in deren Nähe eine Art Sommerpalais stand, welches wir schon beim Hinübergehen über dieselbe sahen, und aus dessen Fenstern viele Gefangene blickten.

Bei der Ankunft an diesem Hause übergab man uns der dortigen Wache, nachdem der Soldat, der diesen Auftrag vollbracht, sich lächelnd entfernt hatte. Schrecklich war der Augenblick, wo ich dieses Haus betrat.

Franzosen, Spanier, Baiern, Sachsen, Würtemberger, Polen, alle in den traurigsten, erbarmungswürdigsten Umständen, lagen auf dem Fußboden durch und übereinander.

Lange konnte ich mich nicht fassen, bis ein Thränenstrom dem gepreßten Herzen Luft machte. Ich schämte mich nicht, zu weinen.

Ein sächsischer Kanonier, welcher aber nicht wußte, daß ich auch Artillerist war, verschaffte mir etwas Raum neben sich. Wir kannten uns nicht; aber als ich aus der Betäubung mich erholt hatte, sagte ich ihm, daß ich nicht Dragoner, sondern Kanonier sei, worüber er sich sehr freute.

Da ich vom Ungeziefer lange Zeit frei gewesen, so schien mir's jetzt unerträglich, wenn sich eines dieser Thiere auf meinen Kleidern zeigte; bald jedoch vermehrten sie sich zur Unzahl.

Acht Tage konnte ich etwa in dem Hause sein, als eine Abtheilung Kosaken aus Warschau die Brücke der Weichsel passierte und sich vor unserem Hause aufstellte.

Der Ruf: Marschir Kamerad! erscholl in allen Sälen; Alles mußte dieselben verlassen und in dem Hofraume sich versammeln, wo wir, in zwei Glieder gestellt, ein Jeder vier polnische Gulden — so viel wie 20 Ngr. — ausgezahlt erhielten und nachher diesen traurigen Ort verließen.

Man marschierte mit uns, bis es dunkel wurde, wo wir dann jedes Mal in eine Scheune oder einen Stall

hineingezählt wurden.

Eines Abends, als wir wieder in einen Stall gesperrt werden sollten, stand ich dicht hinter dem den Transport führenden Offizier. Bei diesem Einlaß fehlte das Drängen, wie beim Einlaß in's Theater, keineswegs. Ich hatte bei dieser Gelegenheit das Unglück, etwas unsanft den Offizier anzustoßen, und dieser versetzte mir eine so tüchtige Ohrfeige, daß meine Mütze weit über die hinter mir stehenden flog. Bei jedem folgenden Einlaß zum Nachtlager entfernte ich mich daher möglichst weit von diesem übelnehmenden Menschen; dieß Mal aber mußte ich mich mit einem schlechten Platze begnügen.

Ein polnischer Unteroffizier fragte am folgenden Tage diesen Offizier, wohin man uns führe, und erhielt zur Antwort: Nach *Moskau*.

Ein paar Märsche ging's leidlich; je weiter wir aber von Warschau uns entfernten, desto schlechter, unwirthbarer wurde die Gegend, und viele Tagesmärsche wurde uns kein Dorf zum Nachtquartier, kaum ein alter verfallener Judenkrug — Gasthof — nahm uns auf.

In Folge dessen wurden auch die Lebensmittel äußerst sparsam gereicht.

Dazu kam eine unerträgliche Hitze. Es war im Juni

1813.

Den ganzen Tag in tiefem Sande, durch dichte Nadelwälder, ohne Wasser, ohne Brod marschieren, dieß brachte uns sehr herunter. Bald bekamen wir ein Jeder als Portion auf den Tag nur drei gekochte Erdbirnen, welche man an uns nach geendigtem mühsamen Marsche vertheilte.

Eines Tages passierten wir wieder einen großen dichten Wald. Man trieb uns dicht aufeinander. Die Kosaken und Kalmücken fällten ihre Lanzen und hingen den bloßen Säbel an die Hand, Andere spannten den Hahn ihrer Gewehre oder Pistolen.

Immer dichter wurde der Wald. Auf einmal entsteht ein Geschrei, fünf oder sechs Gefangene springen in den Wald, einige Kosaken, von ihren Pferden absitzend, ihnen nach. Der Transport muß Halt machen, und einem Jeden, der nur einen Schritt aus dem Gliede weicht, wird die Lanze auf die Brust gesetzt.

Zwei dieser Entsprungenen wurden zurückgebracht, an Bäume gebunden, und mit Pistolen nach ihnen geschossen. Als aber keine der Kugeln das Leben der Unglücklichen geschwind genug endigen wollte, zog der Offizier den Säbel und spaltete beiden schon halb Todten den Kopf.

Der Transport setzte sich wieder in Bewegung.

Dieses Beispiel von Strenge hielt die Gefangenen von ferneren Versuchen der Art ab, und die Behandlung und Bewachung wurde strenger.

Die mühsamen Märsche näherten sich allmählig dem Ende.

In *Grodno* am Niemen wurden wir einquartiert.

Dieß war die erste Stadt nach wenigstens fünfzig Meilen Weges.

Das Schicksal wies mich zu einem Juden, der mir gleich beim Eintritte in sein Haus ankündigte, daß, wenn ich nicht arbeitete, er mir nichts zu essen geben würde. Ich sah mich also gezwungen, die Stelle eines Pferdes zu versehen, indem ich durch das Herumziehen einer perpendicular stehenden Walze, durch welche ein Hebebaum horizontal gesteckt war, eine Mühle in Bewegung setzen mußte. Zum Glück für mich wurden wir des anderen Tages auf die umliegenden Dörfer verlegt. Das nächste derselben, welches wir bezogen, war sechs Stunden von der Stadt gelegen.

Einige Tage wurden uns zur Erholung gegönnt. Nach dem Eintreffen eines neuen Transportes Gefangener aber wurde der Marsch nach *Wilna* fortgesetzt.

Dieser Marsch durch schreckliche, mit dichten Wäldern abwechselnde, von Menschen unbewohnte und nur von wilden Thieren belebte Sandwüsten und der Mangel an trinkbarem Wasser bei einer unerträglichen Hitze — es war im Juli **1813** — hatten uns dermaßen auf's Neue erschöpft, daß der größere Theil der Gefangenen nach der Ankunft in Wilna starb.

Ein Augustinerkloster, wo schon über tausend Gefangene aller Nationen untergebracht waren, war auch unser unheimliches Asyl, die endlosen, langen Klostergänge unsere Lagerstätte. Ein fortwährend scharfer kalter Zugwind, der durch die Gänge strich, und die pestartige Luft, die aus dem unteren Geschosse der Krankenstuben zu uns heraufdrang, machte den Aufenthalt daselbst tödtlich. Daher war es an der Tagesordnung, daß am Morgen mehre Tode oder Halbtode um mich herumlagen. Letztere wurden durch den Transport die Treppe hinab, indem man ihnen ein Seil an den Füßen befestigte und sie daran hinunterschleifte, vollends zu Leichen. Erstere stürzte man der Kürze wegen zum Fenster hinaus in die unten befindlichen Gruben.

Der erste Schritt bei unserer Ankunft im Klosterhofe erfüllte mich mit schrecken, indem Franzosen, deren Hände und Füße amputiert waren,

auf den vier Stumpeln uns entgegengekrochen kamen.

Man ließ uns kaum nothdürftig Lebensmittel zukommen, welche aus schlechtem Brode und trockenen Gemüsen bestanden.

Eines Tages erschien der Platzcommandant von Wilna, welcher alle Deutsche aufforderte, Dienste bei der russisch—deutschen Legion zu nehmen, mit der Drohung, daß diejenigen, welche nicht dazu geneigt seien, nach Moskau gebracht werden würden, um an dem Aufbaue der Stadt zu arbeiten.

Hier blieb nichts übrig, als die Gelegenheit zu ergreifen, Dienst zu nehmen, um dem Schicksale des Karrens zu entgehen. Alle Deutsche nahmen Dienste.

Den folgenden Tag wurden wir in den Hofraum gerufen; hier erhielten wir vom Fuße bis zum Kopfe andere Bekleidung, aus ganz neuen französischen Uniformen bestehend, und einige Kopeken als Handgeld. Ich erhielt eine Uniform der alten Garde, ein paar kurze weiße Tuchbeinkleider, ein paar lange Gamaschen, ein Paar Schuhe, ein neues Hemd und eine Feldmütze. Diese Bekleidungsstücke waren mir aber alle zu groß, und es mochte daher sehr komisch aussehen, als ich mich umgekleidet hatte. Gleich darauf traten die anwesenden Franzosen und Polen, welche letztere keine Dienste in dieser Legion

erhielten, den Marsch nach Moskau an. Wir setzten uns in entgegengesetzter Richtung in Bewegung.

Nicht weit von Wilna stießen wir auf die Höhe, wo die fliehende französische Armee ein Gefecht mit den Russen gehabt hatte und der Glätte wegen ihr Geschütz und Gepäck stehen zu lassen gezwungen gewesen war. Unzählige Ueberreste von französischen Uniformen fanden wir noch umhergestreut. In einem der alten Lumpen ward ein Napoleonds'or gefunden.

Wir bivouaquirten, weil das nächste Nachtquartier ein in Trümmern liegender Ort war, hinter dem noch stehenden Mauerwerk desselben.

Man hatte uns beim Ausmarsch ein halbes Pfund Fleisch und etwas Brod verabreicht. Ein Offizier und einige sogenannte Kreuzbauern — Landwehr — mit Piken bewaffnet, eskortierten uns, damit wir von Niemandem feindlich angegriffen würden, und sahen sonst noch auf polizeiliche Ordnung unter uns.

Der Marsch ging auf der großen Straße, auf welcher die französische Armee retirirt war, fort, und nirgends war eine Stadt, ein Dorf oder nur ein Haus anzutreffen, Alles hatte die wilde Flucht zerstört. Viele Menschen mochten den Feuertod erlitten haben, denn unterm Schutte der Gebäude wurden viele Gebeine gefunden, so wie auch Waffen jeder Art. Lebensmittel mußten

seitwärts der Straße in weit entlegenen Dörfern aufgesucht werden.

Nach vielen und großen Märschen kamen wir endlich in *Gubno* am Niemen an. Diese Stadt war von den Franzosen im Anfange des Feldzuges befestigt worden, und wir fanden nichts daran verändert.

Einige Tage ruhten wir daselbst aus, dann setzten wir den Marsch längs dem Niemen nach *Tilsit* fort. Hier angekommen, hielt man uns für Franzosen, und schon machte man Anstalt, uns die Wege aus der Stadt zu weisen, als unsere Bedeckung, welche nach und nach nachlässig in der Aufsicht über uns geworden war, noch zur rechten Zeit hinzukam und die Sache redressirte. Nachdem die Einwohner dadurch beruhigt worden, daß sie erfahren, wer wir waren, gab man uns Quartier.

Von *Tilsit* ging der Marsch nach *Königsberg*. Dort kleidete man uns in russische Uniformen und theilte einen Jeden zu der Truppengattung, in welcher er früher gestanden hatte.

Ich erhielt den Grad eines Bombardiers, indem ich in der sächsischen Artillerie den eines Ober—Kanoniers bekleidet hatte.

Die russisch—deutsche Legion verwendete man zu dieser Zeit — **1813** — gegen die Franzosen im

nördlichen Deutschland.

In *Greifswalde* wurde eine Fußbatterie organisiert, wozu die Engländer Geschütz und Munition 2c. lieferten, und bei der wir Artilleristen angestellt wurden.

Von Königsberg, wo wir einige Zeit geruht hatten und einigermaßen wieder zu ordentlichen Menschen geworden waren, — denn seither hatte man wahrlich in einem wilden Zustande gelebt — setzten wir uns, unter Commando einiger preußischer Offiziere, in Marsch nach *Pillau*, nicht ahnend, daß man uns einschiffen wollte. Große heftige Stürme hinderten jedoch daran, wir wurden daher auf den der Stadt naheliegenden Dörfern einquartiert und warteten auf Befehl zur Einschiffung.

Nachdem sich die Stürme etwas gelegt, ging die Einschiffung vor sich, und man brachte uns Transportweise durch einen Kauffahrer auf die, eine Viertelstunde vom Hafen entfernten englischen Transportschiffe.

Ich gestehe, daß mir der Anblick des Meeres die Brust beklommen machte, und ich fast besinnungslos auf dem Verdeck des Kauffahrers lag, denn die See ging noch hoch, und das Schiff wurde von einer Seite zur anderen geworfen. An zwei Ringen, welche

festbeweglich an der Kajüte sich befanden, mit dem Rücken an dieselbe gelegt, hielt ich mich fest an, aber einige Male wollte ich schon loslassen, als das Schiff lange auf einer Seite, den Bord mit den Wellen in gleicher Höhe, dem Umstürzen nahe war. Wir kamen zwar glücklich, aber ganz durchnäßt an den Dreimastern an, es waren deren zwei zu unserer Aufnahme bereit. Ich glaubte, die Gefahr überstanden zu haben, aber das Uebersteigen vom Kauffahrer auf das Transportschiff wurde durch die hochgehende See gefährlich für uns ungeübte Seefahrer. Man mußte, um auf die Strickleiter zu steigen, den einzigen Moment benutzen, in welchem der Kauffahrer von den Wellen an den Dreimaster geschleudert wurde; wer diesen Augenblick versehen hätte, würde unausbleiblich in die See gestürzt sein. Doch geschah kein Unglück.

Nachdem man uns eingeschifft, wurden die Anker gelichtet und alle Segel aufgezogen.

Wir hatten guten Wind. Des anderen Tages früh kamen wir bei *Danzig* vorbei, aber in solcher Entfernung, daß es nur als Punkt erschien.

Am Tage war ich stets auf dem Verdeck und hatte Gelegenheit, die Geschicklichkeit und Geschwindigkeit der englischen Matrosen in ihren Manövern zu bewundern, welche sie z. B. im Laufen

auf den Strickleitern und auf den Raaen zeigten.

Fast alle Eingeschiffte bekamen die Seekrankheit, ich dagegen war die ganze Reise hindurch wohl. Unsere täglichen Portionen waren zum Sattwerden nicht eingerichtet, und so kam uns zu statten, daß wir an Diät schon gewöhnt waren. Man gab uns täglich à Person ein halbes Pfund Zwieback, eben so viel Speck oder Pökelfleisch, ein wenig Gemüse oder Mehl, eine kleine Quantität Rum oder eine Viertelkanne rothen Wein.

Als wir Danzig aus dem Gesicht verloren hatten, sah man nichts als Himmel und Wasser. Dieß stimmt ohne Zweifel zu ernsten Betrachtungen.

Am sechsten Tage wurde unsere Reise durch ungünstigen Wind aufgehalten; wir sahen aber die deutsche Küste wieder, und dieß brachte auf jedem Gesichte einen Ausdruck der Freude hervor.

Spät am Abend, bei hellem Mondschein, durchschifften wir eine beträchtliche Anzahl englischer Kriegsschiffe, es mochten deren wohl zwölf sein. Das Admiralschiff zeichnete sich durch seine Größe aus, es hatte zwei Lagen Kanonen. In weiter Ferne landwärts sah man viele Feuer; es hieß, es seien die Wachtfeuer des französischen Corps unter *Massena*.

Dort sollten wir der Bestimmung nach ausgeschifft werden. Doch einem anderen hier erhaltenen Befehle zufolge fuhren unsere Schiffe durch die Zwischenräume der englischen Schiffsabtheilung und lenkten ihren Lauf dahin, woher wir gekommen waren. Am Morgen erreichten wir die Insel *Rügen*, an welcher wir landeten.

Nach drei Rasttagen im Städtchen *Bergen* setzten wir über den Canal nach *Stralsund*. Hier blieben wir aber nicht, sondern marschierten nach Greifswalde, wo das Depot der russisch—deutschen Legion stand.

Anfangs bei einer Fußbatterie — die Geschütze waren von Eisen — später bei einer reitenden — deren Geschütze russische, metallene sogenannte Einhörner waren, — marschierte ich mit nach *Mecklenburg*. Dort nahmen wir Theil am Gefecht an der *Göhrde* — den **17. Sept. 1813.** — Später wurde die russisch—deutsche Legion, mit der hannoverschen oder hanseatischen vereinigt, unter die Befehle des Generals *Wallmoden* gestellt und in Holstein — Dänemark verwendet; auch wurden die Städte *Glückstadt* und *Ratzeburg* eingenommen und nicht unbedeutende Gefechte mit den Dänen bestanden. Bei einem derselben wurde ein Bataillon unserer Infanterie von dänischen Dragonern zusammengehauen.

Einige Monate später stießen wir zum Belagerungscorps unter General *Benningsen* vor *Hamburg*.

Nachdem die Belagerung aufgehoben worden, marschierte die Legion an den Rhein, und die fortwährende Bewegung anderer Corps machte es nothwendig, daß unsere Stellung oft geändert wurde. So war von *Coblenz bis Düsseldorf* kein Ort, den ich nicht kennen gelernt oder bewohnt hatte.

Bald verließen wir den Rhein, um unter Befehl des Generals *Thielmann* ins Churhessische einzurücken. Nach beendigter Occupation dieses Landes gingen wir wieder an den Rhein zurück.

Napoleon kam von Elba — **1815**. Alles marschierte wieder vorwärts. Bei Oudenarde und Courtray ertönten auch unsere Kanonen.

Nachdem wir in den Niederlanden hin— und hergezogen, ging es abermals an den Rhein zurück.

Hier wurden sämtliche Sachsen der russisch—deutschen Legion an die sächsische Armee zurückgegeben.

Bald darauf erfolgte auch die Abgabe derjenigen Sachsen an die preußische Armee, welche der Landestheilung zufolge preußische Unterthanen wurden.

Dieß ging aber nicht ganz ohne Unheil drohende Bewegungen in der sächsischen Armee vor sich; es wollte Niemand zur preußischen übertreten, und dieß hatte mehre Calamitäten im Gefolge, wovon der, von einem sächsischen Bataillon Grenadiere an dem Fürsten *Blücher* in Lüttich begangene Exceß allerdings von sehr schlimmen Folgen war.

Der Exceß selbst ist mir nicht bekannt, aber die Folge davon war, daß, da die Urheber desselben nicht ermittelt werden konnten, jeder dritte Mann des aufgestellten Bataillons erschossen, die demselben gehörige Fahne verbrannt wurde und das Grenadier—Bataillon aufhörte zu sein.

Der Fürst *Blücher* erließ hierauf folgende Proclamation:

Soldaten des sächsischen Armeecorps.

Schauderhafte Verbrechen sind aus Euerer Mitte hervorgegangen. — Mit Vertrauen hatte ich mein Quartier bei Euch aufgeschlagen, als ich von einer Rotte Rebellen, die ihren Offizieren den Gehorsam aufgesagt hatten und drei Tage im Aufruhr beharrten, meuchelmörderisch angefallen wurde.

Soldaten! Ihr würdet beschimpft, Euerer Nationalehre verlustig vor ganz Europa erscheinen,

wenn ich Euch nicht das ehrenvolle Zeugniß geben müßte, daß Ihr das Gefühl des Abscheues gegen eine verworfene Rotte, welche die erste Pflicht des Soldaten, Gehorsam gegen seine Offiziere, verletzen konnte, hinreichend ausgedrückt habt.

Ihr hattet mit Vertrauen auf mich gerechnet, daß ich die Ansprüche, die Euere Ehre und die Kriegsgesetze zu machen berechtigt sind, erfüllen würde. — Ihr habt Euch nicht getäuscht.

Das Grenadier—Regiment hat aufgehört zu sein.

Die von ihm entehrte Fahne ist verbrannt worden, den Verbrechern ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt.

Soldaten! Fahrt fort, auf die Stimme Euerer Offiziere zu hören, sie sind nicht allein berufen, Euch am Tage der Schlacht zu führen, es gehört auch zu ihren Pflichten, für Euer Wohl und für die Erhaltung Euerer Ehre zu sorgen.

Ich kann Euch denn meinen Beifall nicht besser zu erkennen geben, als wenn ich zur Erhaltung Eueres bis jetzt noch unbefleckten Namens fortfahre, diejenigen der Strenge der Gesetze zu überliefern, die es wagen sollten, den Soldatenruhm durch Frevelthaten zu beschimpfen:

Lüttich, am 6. Mai 1815.

Blücher.

Die Abgabe der übertretenden Mannschaft war ein trauriger Act. Es fehlte nicht an Thränen, welche Cameraden vergossen, die Jahre lang alle Mühseligkeiten getheilt hatten und nun getrennt wurden, vielleicht auf Lebenszeit.

Die Festung *Jülich* war bestimmt, die Bande zu zerreißen.

An dem dazu bestimmten Tage versammelte sich die Artillerie — die Abgabe geschah parteiweise — in eben genannter Festung.

Die preußische Garnison stand unterm Gewehr, die Artillerie mit brennender Lunte beim Geschütz auf dem Walle.

Die preußischen Commissäre riefen einen Jeden mit Namen auf, die Aufgerufenen traten ab und ergaben sich ruhig der Nothwendigkeit.

Wir, die wir sachsen geblieben, marschierten betrübt wegen dieser Trennung in unsere Cantonirungen.

Zwei Jahre, von 1813 bis 1815, diente ich dem russischen Kaiser, und wiewohl es mir während dieser Zeit bei dieser Truppe recht wohl gefiel, man mir auch die Versicherung gab, mich zum Offizier zu befördern, wenn ich fort dienen wollte, so zog ich es doch vor, meinem Vaterlande wieder zu dienen.

Das sächsische Armeecorps marschierte in das Elsaß, und **1816** wurde ich der Occupationsarmee zugetheilt, welche Frankreich besetzte.

Die Festung *Le Quesnoy* ward uns zur Besetzung angewiesen. Später wechselten wir sie mit *La Bassé*, einem ansehnlichen Städtchen.

Hier erschien ein Befehl des Königs, daß jeder Inhaber der sächsischen Militär—Verdienst—Medaille dieselbe am Bande tragen solle, was zeither unterlassen worden war; man hatte bloß das Band, nicht die Medaille daran getragen.

Bei mir war es nun keine vorsätzliche Unterlassung dieses Befehles, sondern, wie schon oben bemerkt, war mir die Medaille bei meiner Gefangennehmung von einem russischen Dragoner genommen worden, und da ich in fremdem Dienste gestanden, so hatte sie zur Zeit noch nicht ersetzt werden können.

Dieß geschah jetzt, nach vorher aufgenommenem Protokoll und von mir geleistetem Eide, daß mir die Medaille durch Feindes Hand genommen worden.

Von hier weg wurde ich in die fahrende Batterie versetzt, nach *Lannoy*, und zu Ende des Jahres **1818** verließ das Occupationsheer Frankreich. — Die Batterie kam am 2. Januar **1819** in Dresden an, nachdem ich sieben Jahre lang keinen Fuß auf

vaterländischen Boden, gesetzt hatte.

Anmerkungen

- [1] Im Flämischen besteken, ein Angebinde geben; dieß ist eine gewöhnliche Kindergratulation.
- [2] Ein öffentlicher Platz in Antwerpen.
- [3] Die Kinderleichen werden in Brabant mit einem Blumenkranz um die Stirn geschmückt und übrigens so gekleidet, wie man sich die Engel im Himmel vorstellt. Es liegt etwas gar Tröstendes und Erhebendes in diesem einfach schönen Volksglauben. Bekanntlich herrscht derselbe Gebrauch auch in ganz Deutschland. W.
- [4] Jetzt Bataillonsarzt, Dietrich, bei der Milit. Bild. Anstalt zu Dresden.